Heinz Pust

Als Kriegsgefangener in der Sowjetunion Erinnerungen 1945–1953

Prolog

9. Mai 1945 – über den russischen Linien sehen wir ein wildes Feuerwerk von Leuchtkugeln und Leuchtschrapnell, wir hören das wilde Geknatter aller Arten von Handfeuerwaffen: wir wundern uns, erst später wird uns klar, daß die russischen Soldaten auf diese Art das Ende des Zweiten Weltkrieges, die Kapitulation der Deutschen Wehrmacht gefeiert haben. Wir wissen zu diesem Zeitpunkt davon noch nichts. Gewiß, in letzter Zeit war Merkwürdiges geschehen: ganze Kompanien hatten bei Nacht und Nebel ihre Stellungen verlassen und waren in westlicher Richtung verschwunden, ein nur leicht beschädigtes Geschütz wurde nicht mehr zur Reparatur angenommen, die allgemeine Lage an den Fronten war schlecht, andererseits hatte unsere Division noch vor zwei Tagen einen erfolgreichen Gegenstoß unternommen, unser Frontabschnitt war stabil, und war nicht vielleicht doch etwas Wahres an den Gerüchten, daß wir mit den Westmächten zusammen erneut die Russen schlagen würden? Heute, 40 Jahre später, erscheinen mir diese Gedanken phantastisch, wohl auch unlogisch. Hätte man nicht schon längst erkennen müssen, daß es geradewegs in die Niederlage ging? Was hinderte uns, diese doch im Grunde klar zutage liegende Entwicklung zu übersehen, beiseite zu schieben? Wahrscheinlich war es doch die Furcht vor dem, was nach der Niederlage kommen würde: Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Besatzungsregime und wer weiß, was sonst noch. Unsicherheit, Zweifel, Angst, das waren die Gefühle, die uns in diesen Tagen bedrückten. Und die eigene Führung ließ uns im unklaren: am 8. Mai abends erhielten wir den Befehl, daß alle schweren Waffen zu sprengen seien – wie ich später erfuhr, im Gegensatz zu den Kapitulationsbedingungen¹ – und alle Mannschaften mit den zur Verfügung stehenden Kraftfahrzeugen nach Westen zu marschieren hätten, notfalls auch unter Anwendung von Waffengewalt. Ich weiß nicht, wer für diese Befehle verantwortlich war, ob die Division oder eine höhere Stelle, aber unverantwortlich war das Verschweigen der deutschen Kapitulation, auch wenn mit diesem Verfahren vielleicht versucht werden sollte, möglichst vielen Soldaten die sowjetische Gefangenschaft zu ersparen. Von der Kapitulation erfuhren wir erst am 9. Mai mittags von tschechischen Partisanen; sie hielten uns bei einer Ortsdurchfahrt auf, ei-

nen Augenblick sah es so aus, als ob es zu einem Schußwechsel kommen würde, aber ich gab spontan den in diesem Augenblick sicher einzig richtigen Befehl: Nicht schießen! Wir wurden entwaffnet, erhielten darüber eine Bescheinigung und wurden „in die Heimat entlassen“. Wann ich die Heimat wirklich wiedersehen würde, ahnte ich damals noch nicht. Wir wußten nun, daß der Krieg zu Ende und wie er zu Ende gegangen war. Was tun? Wir beschlossen, den Versuch zu wagen, uns gemäß der Anweisung nach Hause durchzuschlagen, freilich mit geringer Aussicht auf Erfolg, aber versuchen wollten wir es: am Tage in den Wäldern verstecken, in der Nacht nach Westen marschieren. Das war allerdings schwierig; überall gab es schon russische Truppen oder tschechische Partisanenverbände, die bei verdächtigen Geräuschen wie wild in die Nacht hinein schossen, ein paar Tage und Nächte hielten wir durch, dann wurden wir erneut von tschechischen Partisanen aufgegriffen – sie durchkämmten am Tage den Wald, in dem wir lagen – und in einem Schulgebäude eingeschlossen. Daß dies geschah und wir in den nächsten Tagen korrekt behandelt und leidlich ernährt wurden, verdanken wir wohl einem tschechischen Polizisten: er griff gleich nach unserer Gefangennahme in die unter den Partisanen in Gang gekommene Diskussion über das, was mit uns zu geschehen hätte, ein und sorgte für Behandlung gemäß dem Kriegsrecht, wonach es zunächst gar nicht ausgesehen hatte. Am 16. Mai schließlich wurden wir von den Tschechen an die Rote Armee übergeben² und befanden uns nun als Kriegsgefangene in sowjetischem Gewahrsam, in dem ich bis zum 30. September 1953 blieb.

Wie erging es mir? Was dachte und fühlte ich in dieser Zeit? Was erlebte ich? Ich versuche, es nach mehr als 40 Jahren in die Erinnerung zurückzurufen.

Die Leiden

Eingesperrt

Als erstes sehe ich vor meinem inneren Auge sofort das Lager: die Holzbaracken, manchmal auch ältere Gebäude aus Stein, den Appellplatz und vor allem den 2,50 m hohen Stacheldrahtzaun, an den vier Ecken die Wachtürme, bei größerer Ausdehnung des Lagers diese auch noch zwischendurch, das große Tor mit dem Wachgebäude daneben. In den Türmen sitzen Tag und Nacht die Posten, und sie haben Befehl, auf jeden Gefangenen ohne Anruf zu schießen, der den 3–5 m breiten, geharkten Sicherheitsstreifen vor dem Zaun betritt oder es gar unternimmt, den Zaun erklettern zu wollen. Wir wissen es, haben es erlebt, daß Kameraden den irrwitzigen Versuch, auf diese Weise nach draußen zu gelangen, mit dem Leben bezahlt haben.

Und stets vergewissert sich die Gewahrsamsmacht, daß niemand ver-

schwunden ist: gezählt wird jeden Morgen und jeden Abend, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, immer das gleiche: Antreten auf dem Appellplatz, Aufstellung in Fünferreihe, Meldung des deutschen Kommandanten an den Offizier vom Dienst, Zählung, manchmal drei- oder viermal wiederholt, weil die Zahlen nicht stimmen, weil sich irgend jemand verzählt hat, weil irgendwo vielleicht nur vier statt fünf hintereinander gestanden haben. Und auch wenn es zur Arbeit geht, muß gezählt werden; der Führer des Postenkommandos muß unterschreiben, wie viele Gefangene er übernommen hat, und dieselbe Zahl muß er abends wieder abliefern. Damit war freilich nur sichergestellt, daß immer die gleiche Zahl an Gefangenen da war, nicht aber, daß es immer die gleichen waren. Theoretisch hätte eine ganze Lagerbesatzung oder größere Teile davon ausgetauscht werden können. Aber wer wäre schon zu einem solchen Geschäft bereit gewesen? Unter den ungarischen Gefangenen im Lager Georgiewsk gab es einige, die behaupteten, nie Soldat gewesen zu sein, sie seien 1945 nur deshalb von russischen Soldaten aufgegriffen worden, weil diesen während eines Arbeitstages einige Gefangene entwischt waren; und alles Protestieren – auch bei höheren Stellen im Lager – habe ihnen nichts genutzt. Ich kann mich für die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgen, aber für möglich halte ich sie.

In gewissen Abständen wurde allerdings auch die Identität der Gefangenen überprüft, in großen, oft ganztägigen Appellen oder bei ärztlichen Untersuchungen.

Wie schon erwähnt, wurden wir auch während der Arbeit bewacht. Immer war eine Postenkette um die Arbeitsstätte herum aufgestellt. Arbeitsplätze, an denen wir länger arbeiteten, größere Baustellen etwa, wurden sogar eingezäunt, und es wurden Wachtürme errichtet wie im Lager. Diese ständig erlebte und gewissermaßen auch demonstrierte Unfreiheit war doch bedrückend. Gewiß, wir waren auch als Soldaten oder Arbeitsdienstleute, ja nicht einmal in den Sommerlagern der Hitler-Jugend frei gewesen, aber es war doch ein Unterschied, ob man bloß den eigenen deutschen Vorgesetzten unterstand, mit den Möglichkeiten von Ausgang oder Urlaub, oder ob man in einem fremden Land anderssprechenden Menschen, dazu noch als Besiegter den Siegern gehorchen mußte, nicht wissend, wie lange dieser Zustand dauern würde. Lethargie und Hoffnungslosigkeit, die dadurch entstanden, drückten sich auch in unseren Bewegungen aus: Dahintrotten mit gesenkten Köpfen, stumpfsinniges Hocken oder Stehen bei Marschpausen, müde Kolonnen des Elends; ich kann dieses Bild nie vergessen.

Nur wenige Zeiten gab es, wo man das fast hätte vergessen können. In Rostow am Don z. B. gab es im Sommer 1949 ein kleines Arbeitskommando, zu dem nur sechs bis acht Gefangene gehörten; es arbeitete auf dem Sportplatz von Dynamo Rostow; viele wären dort gern öfter mitgegangen, ich hatte nur einmal das Glück, als einer der dort ständig Arbei-

tenden erkrankt war. Da holte uns ein uralter Mann mit einem ebenso alten Gewehr an der Wache ab, unterschrieb auch brav, aber dann ließ er uns losgehen, er fuhr derweil mit der Straßenbahn. An der Haltestelle draußen erwartete er uns dann, gab einem von uns das Gewehr zum Tragen, und so kamen wir zur Arbeitsstelle. Auch der Rückmarsch gestaltete sich so.

Übrigens war das Kommando auch aus anderen Gründen beliebt, dort konnte man auch mal was zu essen „organisieren“.

Auch den Sommer 1948 brachte ich in einem Lager zu, das uns zeitweilig die Gefangenschaft fast hätte vergessen lassen können. Es befand sich in der Sowchose Skaguhn, im Stawropoler Gebiet am Rande der Kalmückensteppe gelegen. Hier arbeiteten rund 90 Kriegsgefangene, es gab Stacheldraht und Wachtürme wie überall, aber keine Posten, durchs Lagertor ging man ein und aus, wie man wollte. Das sowjetische Personal bestand nur aus einem Feldwebel, der Lagerkommandant und zugleich Magazinverwalter war. Er kümmerte sich nicht allzuviel um das Lager. Er war häufig bei der Lehrerin des Ortes, mit der er ein Verhältnis haben sollte. Alle inneren Lagerangelegenheiten regelte der deutsche Kommandant Fritz, mit unverkennbar Berliner Jargon, aber aus Küstrin stammend, wenn ich mich recht erinnere. Ihm sagten wir Bescheid, wenn wir nach der Arbeit noch auf eine Stunde oder zwei ins Dorf wollten, er teilte uns zur Arbeit ein und befreite uns auch, wenn der deutsche Arzt uns krank schrieb. Auch bei der Arbeit waren wir sehr selbständig; die russischen Brigadiere sagten uns, was wir machen sollten, und wir gingen allein zu dem Feld und arbeiteten ohne jede Aufsicht. Die Brigadiere kamen im Laufe des Tages ein- oder zweimal und sahen nach, ob „alles lief“. Da wir hier auch immer satt wurden – schließlich wurde auf den Feldern dieser Sowchose fast nur Weizen angebaut –, hätten wir es alle in diesem Lager noch länger ausgehalten. Leider wurde es aber Ende September oder Anfang Oktober 1948 aufgelöst. Warum ausgerechnet dieses Lager im Hauptlager Georgiewsk als „Verbannungslager“ angesehen wurde, in das vorwiegend SS-Leute eingewiesen wurden, gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten jener Zeit.

Zusammengepfercht

Eng verbunden mit der Erinnerung an das Eingesperrtsein ist die an das Zusammengepferchtsein, vielleicht alle Tage noch schwerer zu leben. Gewiß, wir waren nicht verwöhnt, im Arbeitsdienst hatte ich mit 15 Mann ein Zimmer teilen müssen, in den deutschen Kasernen waren wir manchmal mit acht oder zehn in einer Stube gewesen, und in den Kriegswintern an der Front wurde ein wärmendes Haus auch von vielen Landsern belegt, aber das, was wir hier erlebten, war doch viel mehr. Im ersten Lager, dem ehemaligen Truppenübungsplatz Proschtschnitz in Böhmen, wurden

50 Mann in ein Zimmer einer Baracke gelegt, in dem sonst vielleicht zwölf, allenfalls 16 Mann gelegen hatten. Mobiliar gab es nicht, keine Betten, keine Tische und Stühle, keine Schränke, irgendwie mußten wir uns auf dem Fußboden einrichten. Und so oder so ähnlich blieb es lange, ob auf dem Fußboden oder etwas höher gelegenen Pritschen oder auch in zwei Etagen hatten wir in langen Reihen unsere Plätze. Aber was heißt „unsere Plätze“? Wenn wir nachts raus mußten – und das mußten viele von uns wegen der weitverbreiteten Ödeme öfter als einmal –, dann war, wenn man zurückkam, eigentlich kein Platz mehr. Und es ist nicht erfunden, wenn ich sage, daß zu gewissen Zeiten alle Gefangenen nachts auf derselben Seite liegen mußten, ein Umdrehen war nur möglich, wenn sich alle umdrehten. Diese schlimmsten Zeiten wiederholten sich bis zum Sommer 1947 mehrfach, in diesem Jahr wurde endlich das Lager Georgiewsk von Pritschen auf Betten umgestellt, natürlich 2stöckig; und auch in den Lagern, in denen ich danach war, gab es Betten. Damit war die schlimmste Not beendet, aber genug Raum gab es deshalb noch lange nicht. Man muß sich vorstellen, daß alle Räume mit Betten ziemlich vollgestellt waren, Schränke gab es nie – wozu auch, wir besaßen ja nichts –, Tische und Bänke gehörten erst in den letzten beiden Jahren zum Inventar. Das gesamte Leben spielte sich immer in Räumen ab, in denen sich sehr oft zwischen 50 und 100 Leuten aufhielten, in guten Zeiten, vor allem in den letzten Jahren 16–20; und auch auf dem „Lokus“ war man nicht allein, entweder gab es überhaupt nur eine Latrine oder große Räume mit fünf, zehn oder 20 Sitzen nebeneinander. Daß es in dieser drangvollen Enge, in der man keinen Augenblick allein war, nicht zu mehr Aggressionshandlungen kam, daß es im großen und ganzen immer leidlich friedlich zuging, wundere mich in der Rückschau mehr als damals. Wir müssen wohl ein ungeheuerliches Anpassungsvermögen entwickelt haben, vielleicht auch die Fähigkeit, in der Menge „für uns“ zu sein. Und eine gehörige Portion Abstumpfung war wohl auch mit im Spiel; wie hätte man es sonst aushalten können?

Auch Licht war nicht selbstverständlich. In den ersten Jahren gab es in vielen Lagern kein elektrisches Licht. Hier versuchten wir oft, aus alten Büchsen kleine Öllampen zu basteln, zu denen alte Stoff- oder Wollreste die Dochte abgaben; Öl – wo hatten wir es eigentlich her? – war aber kostbar, wir mußten damit sparsam umgehen; außerdem rußten diese Lampen meist ganz erbärmlich, so daß wir manchen Morgen erst den Ruß vom Vorabend aus den Nasen schnauben mußten. Zunehmend gab es allerdings überall Licht, etwa ab Winter 1948. Schalter gab es übrigens zumeist nicht, das Licht brannte die ganze Nacht, manchmal auch Tag und Nacht. Erst in den letzten drei Jahren konnten wir selber das Licht ein- und ausschalten. Die Birnen waren in der Regel ziemlich schwach, das Lesen bei künstlichem Licht also schwer möglich, in jedem Fall aber sehr anstrengend.

Hungrig oder einseitig ernährt

Daß es in den ersten Wochen Ernährungsprobleme gab, liegt auf der Hand: ca. drei Millionen Kriegsgefangene waren der Roten Armee gleichsam über Nacht in die Hände gefallen³, sie selbst hatte einen Vormarsch von 700–800 km hinter sich und war von ihrer eigenen Versorgungsbasis weit entfernt, die Nahrungsmittelversorgung der sowjetischen Zivilbevölkerung war noch schlecht. Kein Wunder, daß die Versorgung in den Lagern noch im argen lag. Die zuständigen Offiziere der Roten Armee bemühten sich um baldige Normalisierung. Aber was hieß das für uns?

Es bedeutete für uns zunächst die Umstellung auf die Ernährungsgewohnheiten des Gewahrsamslandes: also zwei- bis dreimal am Tag Suppe und Brot, manchmal 2 bis 3 Löffel Brei, russisch Kascha, 17 g Zucker pro Tag, meist für mehrere Tage zusammen ausgegeben, und fast immer 5 g Tabak pro Tag, meist Machorka, den kräftigen russischen Tabak des kleinen Mannes, aus dem mit Zeitungspapier Zigaretten gedreht wurden, für viele Raucher unter uns anfangs kaum genießbar. Vielen fiel die Umstellung auf diese Art der Ernährung sehr schwer. Das wichtigste und beliebteste Nahrungsmittel war für uns das Brot, zwischen 300 und 600 g gab es davon pro Tag, seit 1948 ständig 600 g. Das erscheint nach heutigen Maßstäben nicht wenig, aber man muß bedenken, daß es der Grundbestandteil unserer Nahrung war, eigentlich der einzige, der wirklich zählte; hinzu kommt, daß es qualitativ nicht sehr gut, teilweise – je nach Qualität des Mehls – auch ausgesprochen schlecht war; aus 100 kg Mehl mußten 160 kg Brot gebacken werden, unsere deutschen Lagerbäcker hatten Mühe, das überhaupt herauszubacken. Das Brot war immer schwer, oft feucht und klitschig. Dennoch: Brotausgabe war stets ein wichtiger Augenblick im Tagesablauf, viele aßen die ganze Tagesration auf einmal auf, wenn sie im ganzen ausgegeben wurde; wenn dies morgens war, blieben ihnen im weiteren Tagesverlauf nur die dünnen Suppen. Ein solches Verhalten war unklug, aber im Kampf zwischen der Einsicht in die sinnvolle Verteilung der Nahrung über den ganzen Tag und dem Heißhunger, ja der Gier nach dem festen Brot siegte eben oft letztere. Im Laufe der Jahre gingen die Russen aber mehr und mehr zur Dreiteilung der Tagesration über, sicher zum Nutzen der Gefangenen. Gern wurde an den Tagen, an denen Zucker verteilt wurde, das Brot mit Zucker bestreut und damit eine Illusion von Kuchen erzeugt.

Fett und Fleisch – je 17 g pro Kopf und Tag – wurden in der Küche in den Suppen verarbeitet, natürlich war von beiden kaum etwas zu merken. Wieviel Kartoffeln, Gemüse oder Nährmittel dem einzelnen Gefangenen zustanden, weiß ich nicht, allzuviel waren es sicher nicht, und vor allem war die Qualität oft schlecht; verfaulte Kartoffeln, wässriger Sauerkohl, angefaulte rote Rüben. Und so war der halbe Liter Suppe, den man zweimal, meist aber dreimal am Tag erhielt, nur eine dünne Brühe, in der ein

paar Stückchen Rüben oder etwas Kraut schwammen. Etwas besser waren die Graupen- oder Hirsesuppen, aber auch sie reichten nicht aus, den Hunger zu stillen, sie füllten allenfalls den Bauch, im Winter wärmten sie wenigstens eine Zeitlang. Hinzu kommt, daß die Versorgung mit Lebensmitteln oft sehr einförmig war, es gab eben wochenlang nur Krautsuppe, dann wochenlang Graupensuppe und so fort. Daß es keinerlei Gewürze gab, um den Geschmack der Suppe aufzubessern, sei nur am Rande erwähnt, zeitweilig fehlte es sogar an Salz. Was hatte man eigentlich von solcher Suppe? Dennoch stand man geduldig an, wenn „Nachschläge“ in Aussicht waren. In den ersten Wochen der Gefangenschaft war es für mich übrigens schwer, die Suppe überhaupt zu empfangen: ich besaß kein Kochgeschirr, weil ich zum Zeitpunkt der Kapitulation von meinem Gepäck getrennt gewesen war. So mußte ich immer von einem Kameraden, der schon gegessen hatte, sein Geschirr leihen, ganz zu Anfang hatte ich nicht einmal einen Löffel. Nach einigen Wochen gelang es mir, an eine leere Konservendose zu kommen, die ich am oberen Rand mit zwei Löchern versah, durch die ich dann als Henkel einen Draht führte. Erst 1950 war ich so „wohlhabend“, mir ein Kochgeschirr zu „kaufen“. Zu dieser Zeit gab es allerdings in den meisten Lagern, in denen ich bis dahin war, schon Leichtmetallschüsseln, in denen das Essen in der Küche ausgegeben wurde; es war dann auch Vorschrift, in einem mit Tischen und Bänken versehenen Eßraum zu essen; die Russen meinten, das gehöre zur „Kultur“. Aber was für eine Eßkultur konnte man unter diesen Umständen überhaupt verlangen? Es gab viele Mahlzeiten, zu denen man nicht einmal einen Löffel brauchte, man konnte die Suppe auch gut trinken. Messer und Gabel waren nicht vonnöten, übrigens auch nicht erlaubt, sie hätten ja als Waffe benutzt werden können!

Die mangelhafte, insbesondere aber einseitige Ernährung – Fett und Eiweiß gab es nicht ausreichend – führte bei vielen Gefangenen zur Schwächung, ja zu Krankheit. Sie führte aber auch zu psychischen Veränderungen: das Gesprächsthema Nr. 1 war das Essen: was man früher gegessen hatte, was man einmal wieder essen werde und was man sich unter den Bedingungen des Lagers an besonderen „Genüssen“ verschaffen könne usw. Es entstand auch in bezug auf die Essenszuteilung eine Art von Gerechtigkeitsfanatismus. Als in den ersten Jahren das Brot oft in Zehnerportionen für eine ganze Gruppe ausgegeben wurde, bastelte man Waagen, damit jeder auch aufs Gramm genau seine Ration bekam. Vielfach wurde in den Gruppen genau Buch geführt über besondere Vergünstigungen oder was dafür gehalten wurde: Kantenstücke vom Brot, die bei der Teilung von Fisch übriggebliebenen Fischköpfe usw. Gerechtigkeitshalber soll darauf hingewiesen werden, daß auch die russische Zivilbevölkerung in den ersten Jahren nach dem Krieg – etwa bis 1948 – sehr schlecht lebte, auch deren Rationen waren dürrtig, wenngleich es außerhalb eines Lagers doch leichter war, sich zusätzlich etwas zu beschaffen. Für uns war das

nur möglich, wenn wir Geld verdienen konnten; dann konnte man zusätzlich Brot, auch Weißbrot, Käse, Wurst, Butter und Joghurt kaufen. Für den größeren Geldbeutel gab es auch Tee, Zigaretten, sogar Wein und zeitweise auch Schnaps zu kaufen. Die ersten Geldverdiener tauchten in meiner Umgebung erst 1947/48 auf, aber es waren nur sehr wenige, ihre Zahl nahm erst 1949 etwas zu. Interessanterweise wurde die Situation dadurch auch für alle besser. Die Nichtverdienenden profitierten von denen, die verdienten, weil diese öfters auf bestimmte Teile ihrer Verpflegung verzichteten, z. B. auf Suppen oder Brei, manchmal auch auf Brot, was z. T. durch „Dienstleistungen“ verschiedenster Art, etwa Schuheputzen o. ä., ausgeglichen wurde. Einen Durchbruch bedeuteten für uns die Paketsendungen aus der Heimat, die ab Winter 1950/51 möglich wurden. Spätestens von diesem Zeitpunkt an gab es zwar noch Mangel, gelegentlich auch „Durststrecken“, aber keinen eigentlichen Hunger mehr. Die Pakete enthielten vor allem Büchsen mit Fleisch oder Wurst, auch Käse, Schmalz, gelegentlich auch Margarine, natürlich auch Kekse, Süßigkeiten, Zigaretten oder Tabak usw. Die Verfügung über Geld und der Empfang von Paketen ermöglichte daher wenigstens teilweise eine Rückkehr zu deutschen Eßgewohnheiten, z. B. zu belegten Broten am Abend nach der Arbeit. Die Lagerernährung blieb bis zum Schluß einseitig, wenn auch hier eine gewisse Qualitätsverbesserung – parallel mit der verbesserten Versorgung der Zivilbevölkerung – nicht zu verkennen war.

Ich selbst war eigentlich in den ersten drei Jahren ständig hungrig, habe dann aber den Sommer 1948 relativ gut überstanden – das war die oben schon erwähnte Zeit auf der Sowchose. Auch der Sommer 1949 war nicht schlecht, hier half ich dem deutschen Magazinverwalter, und da fiel dann und wann etwas zu essen ab. Und ab August 1950 gehörte ich zur Gruppe der Verdienenden, wenn auch nur in bescheidenem Rahmen; Hunger war dann nicht mehr mein Problem, nur noch Sehnsucht nach Essen, wie man es früher gewohnt war.

Unsauber

Mangelnde Möglichkeiten zur Körperpflege – das ist für mich ein weiteres Kennzeichen der Gefangenschaftsjahre. Gewiß, im Kriegseinsatz war man in dieser Hinsicht auch nicht besonders verwöhnt, da ging oft vieles nicht, was in den Kasernen noch selbstverständlich gewesen war. Manche kamen daher verlaust in die Gefangenschaft. Hier sorgten die Russen rasch für Abhilfe, sie fürchteten auch für die eigenen Leute. Aber darüber hinaus waren die hygienischen Verhältnisse ungenügend. Das Hauptproblem war dabei die Versorgung mit Wasser; sie war, genaugenommen, in allen Lagern unzureichend. Im ersten Lager, im böhmischen Prosetschnitz, ging es noch recht gut, es handelte sich da um einen ehemaligen deutschen Truppenübungsplatz, in dem es Waschanlagen gab, und wenn sie dem

Ansturm nicht immer gewachsen waren, konnte man sich helfen: mitten durch das Lager floß ein kleiner Fluß mit ganz klarem Wasser. Aber schon im Durchgangslager Focschani/Rumänien war es mit der Herrlichkeit zu Ende, und in den Lagern in Rußland erst recht. Das war freilich z. T. ein Problem der Landesnatur, in manchen Gegenden gab es eben keine Quellen und nur wenige, oft nicht genügend ergiebige Brunnen. Zum anderen war es aber auch eine Folge der ungenügenden Infrastruktur, es fehlten an vielen Orten Wasserwerke oder Wasserleitungssysteme, sicher wegen der Größe des Landes, vielleicht aber auch deshalb, weil die Industrie nicht genügend Installationszubehör zur Verfügung stellte. In dieser Hinsicht sah es in den Gebieten um unsere Lager herum auch nicht zum besten aus, wie wohl in manchen abgelegenen Gebieten Deutschlands damals auch noch. Aber die Konzentration so vieler Menschen auf engem Raum und die mangelnde Bewegungsfreiheit verschärften für uns das Problem.

In einem Lager gab es überhaupt keine Wasserstelle oder -leitung; hier wurde das Wasser für die Küche in Fässern herangefahren, für den persönlichen Bedarf der Gefangenen gab es nichts. Diesen Extremfall habe ich glücklicherweise nur einmal – im Herbst 1945 – für relativ kurze Zeit erlebt. In mehreren anderen Lagern gab es einen Brunnen oder eine Leitung in der sogenannten Zone I (Küche, Verwaltung u. ä.), die normalerweise von uns nur mit besonderer Genehmigung betreten werden durfte. In diesen Lagern war es meist üblich, daß es für die Baracken Wassertonnen gab, mit denen wir Wasser holen konnten, so im Lager Georgiewsk. Wegen des großen Andrangs bei nur langsam laufendem Wasser mußte dieses aber rationiert werden, es kam auf jeden Gefangenen ein Kochgeschirr voll, also maximal $1\frac{1}{2}$ l. Wie man mit diesen Mengen sich selber leidlich sauberhalten sollte, auch das Eßgeschirr bei drei Mahlzeiten täglich, wie man damit sonstige Wäsche, Strümpfe, Taschentücher usw. waschen sollte, blieb ein unlösbares Problem. Außerdem war das Kochgeschirr das einzige Wassergefäß, das man besaß; aus ihm Wasser auszugießen, etwa zur Handwäsche, bedeutete, es in den Sand zu gießen; auch wenn man das Wasser vielleicht um 11.30 Uhr bekam, die Mittagssuppe aber schon um 12 Uhr, war guter Rat teuer, der Erfindungsreichtum, natürlich auch die gegenseitige Hilfe gefordert.

Eine erste Verbesserung dieses Zustandes gab es für mich erst im Sommer 1949 – also nach vier Jahren Gefangenschaft – im Lager Rostow/Don, hier gab es wenigstens einfache Wasserspender, Wasserröhren, die an einigen Stellen angebohrt waren. Aber selbst damit war eine angemessene Körperpflege nicht möglich. Allerdings gab es zunächst nur bei Entlassung, später bei allgemeinen Badetagen von Anfang an, auch warmes Wasser, und zwar eine kleine Holzschüssel voll, deren Inhalt etwa dem eines kleinen Handwaschbeckens entsprach. Auch hier erwies es sich als unmöglich, mit dieser Wassermenge den ganzen Körper zu reinigen und vielleicht noch eine kleine Wäsche zu besorgen. Es gab dann zwar noch kaltes

Wasser nach, aber ob es noch eine oder zwei Schüsseln gab, kam auf die allgemeine Lage an. Das Wort Dusche blieb ein Fremdwort; solche „Badetage“, an denen dann auch Unterwäsche gewechselt werden konnte, wurden in unregelmäßigen Abständen veranstaltet, manchmal betrug die Wartezeit „nur“ 14 Tage, sehr oft aber auch mehr, bis zu sechs Wochen, in Einzelfällen auch noch länger; so lange mußte auch dieselbe Unterwäsche getragen werden, die man Tag und Nacht auf dem Leibe hatte. Denn Nachthemden oder Schlafanzüge gab es natürlich nicht, auch keine Decken: einer alten Soldatenregel folgend zog man alle Oberbekleidung aus, außer der Hose, und deckte sich damit zu. Erst im Sommer 1950 änderte sich für mich die Lage: Wir arbeiteten in einer Bergwerksgegend, und da fiel durch das Leerpumpen der Schächte Wasser an, und so gab es, nachdem eine entsprechende Leitung installiert war, im Lager ein Wasch- und Badehaus, das nachmittags, wenn wir von der Arbeit kamen, für uns offen war; da gab es nun etwas mehr warmes Wasser, ein bis zwei größere Schüsseln, und praktisch unbegrenzt kaltes Wasser. Hier veranstalteten wir – jedenfalls in der warmen Jahreszeit – geradezu Waschorgien! Aber selbst hier erfolgte der Wäschewechsel nur alle zehn bis zwölf Tage. Im Winter allerdings wurde unser Eifer etwas gehemmt, da die Waschräume nur unzureichend geheizt waren.

Aufs Zähneputzen mußte ich mangels Zahnbürste so lange verzichten, bis ich im Winter 1950/51 in einem Paket von zu Hause eine solche geschickt bekam.

Der Besitz von Rasierzeug war verboten; man konnte sich von Zeit zu Zeit beim Lagerfriseur rasieren lassen.

Ein Wort noch zum Ungeziefer. Läuse wurden, wie schon gesagt, energisch bekämpft, sie verschwanden deshalb ganz aus unserem Leben. In einem Lager gab es einen vergeblichen Kampf gegen die Flöhe. Mehrfach hatten wir es aber mit erheblicher Wanzenplage zu tun, insbesondere war das Lager Georgiewsk davon betroffen; im Juli und August, wenn es besonders schlimm war, zogen wir meist aus den Baracken aus und schliefen im Freien; was eigentlich verboten war, aber die Russen drückten hier ein Auge zu. In dieser Sache hatte ich persönlich Glück: mein Blut schien den Wanzen nicht zu schmecken; sie krabbelten mir zwar über das Gesicht, aber sonst taten sie mir nichts. Die Russen behaupteten übrigens, vor dem Krieg sei die Sowjetunion wanzenfrei gewesen, die deutschen Soldaten hätten sie mitgebracht!

Krank und schwach

Schlechte Ernährung und mangelhafte Hygiene trafen einen Körper, der schon durch fast fünf Jahre Krieg strapaziert worden war. Zwar hatte ich im Krieg – von einzelnen Tagen oder kurzen Zeitabschnitten abgesehen – über schlechte Ernährung nicht klagen können, aber körperliche Strapa-

zen und seelische Belastungen hatte es doch immer wieder gegeben. Sicher hatte die Widerstandsfähigkeit allgemein gelitten. Und schon bald, im Herbst 1945, kam eine ziemlich schwere und auch ungewohnte Arbeit hinzu, nämlich im Bergwerk. Darüber wird noch zu berichten sein. Erstaunlich ist es also nicht, daß sich bald gesundheitliche Schädigungen einstellten. Ich litt an Verdauungsstörungen mit länger anhaltenden und immer wieder auftretenden Durchfällen und Wasser in den Beinen. Das führte zu mehreren akuten Schwächeperioden im Winter 1945/46, im Frühjahr 1946 und insbesondere im Winter 1946/47: hier gaben mir die Kameraden, wie ich später erfuhr, nur noch ein paar Wochen zu leben; ich war 25 Jahre alt, aber in der schlimmsten Phase so schwach, daß ich weder Wasser noch Stuhl halten konnte. Nur durch die Einlieferung ins Lazarett, von einer russischen Ärztekommision veranlaßt, und dreimal vorgenommene Blutübertragung konnte ich diese Phase überstehen.

Das Leben im Lazarett des Hauptlagers Georgiewsk war sonderbar. Auf unseren geräumigen Zimmern lagen wir zu 18 oder 20 Mann in zweistöckigen Betten, dem üblichen Tageslauf der Gefangenen entzogen, kein Zählappell, keine Filzung, kein Heraustreten zur Arbeit, keine Arbeitsleistungen für die Küche oder Stubendienst unterbrach oder gliederte den Tageslauf. Wir lagen auf unseren Betten und warteten: auf das Wecken, auf das Kochgeschirr voll Wasser zum Hände- und Gesichtwaschen, auf die fünf Mahlzeiten, die der Sanitäter brachte, auf die Dunkelheit, auf den Schlaf. Die russische Ärztin kam selten, der deutsche Arzt dann und wann. Was sollten sie auch bei uns? Wir waren alle nicht eigentlich krank, sondern schwach. Bettruhe und bessere Ernährung sollten ihre Wirkung tun. Ab und zu gab es für einige Blutübertragung, das war alles. Und in der Tat ging es mit allen langsam aufwärts, und gestorben ist in dieser Zeit keiner. Natürlich war das Leben eintönig, Bücher gab es nicht, wir dösten vor uns hin oder hörten zu, wie einer irgend etwas erzählte, meist von Zeiten, in denen er gut gegessen hatte, z. B. auf einer Kreuzfahrt, die jemand mal mitgemacht hatte; alle hörten andächtig zu, wie er die Speisenfolgen von Lunch und Dinner aufzählte und davon berichtete, daß das Nichtgeessene einfach ins Meer geworfen worden war! Ungefähr zehn Minuten vor den Mahlzeiten wurde es still, alle warteten aufs Essen, man hörte, wie die Sanitäter in den anderen Zimmern erschienen und dort das Essen austeilten, bis sie dann zu uns kamen, mit einem einzigen Ruck richteten wir uns in unseren Betten auf, um die Essensschüsseln in Empfang zu nehmen. Ungefähr drei Wochen habe ich so zugebracht, bis ich wieder nach draußen, aber noch in die Dystrophiker-Kompanie (DK) kam. Auch hier gab es noch Sonderverpflegung, auch hier bestand keine Arbeitspflicht. So konnte ich mich bis zum Frühjahr langsam erholen.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle ein Wort über die medizinische Versorgung sagen. Der Eindruck war zwiespältig. Jener Feldscher, der im Mühlenlager 1946 jeden sich krank meldenden Gefangenen fragte, ob er

40° Fieber habe, und ihn nur dann von der Arbeit befreite, war sicher ein Extremfall, aber sicher auch jene Ärztin, die in Georgiewsk nicht nur bei mir Blutübertragungen und besondere Pflege veranlaßte. Die meisten Ärzte, die ich erlebt habe, verließen sich sehr auf die als Lagerärzte eingesetzten Deutschen, sei es, weil sie ihnen mehr Fachverstand zutrauten, sei es aus Bequemlichkeit. Die periodisch durchgeführten sogenannten ärztlichen Untersuchungen verdienten diesen Namen nicht: wir traten nackt vor eine Kommission und wurden von allen Seiten betrachtet, manchmal kniff der Arzt oder die Ärztin in die Gesäßbacken und kategorisierte danach die Gefangenen in die Klassen I bis III, OK oder DK. Diese Untersuchung wurde von uns daher drastisch auch als „Fleischbeschau“ oder „Arschbackenparade“ bezeichnet. Wer in die Klassen I bis III eingeordnet wurde, galt als arbeitsfähig, wer OK geschrieben wurde, durfte nur zu leichter Arbeit im Lager herangezogen werden, über die DK habe ich oben schon berichtet. Da hineinzugelangen war schon von Vorteil, wenn gleich man wußte, damit zu den Schwächeren zu gehören.

In jedem größeren Lager gab es ein Lazarett, in das Kranke eingeliefert wurden. Welcher Schweregrad einer Krankheit zur Einlieferung führte, war verschieden, hing von der Bettenzahl und von den darüber befindenden Ärzten ab, oft von den deutschen. Über diese kann ich nicht klagen. Sie versuchten, auf dem schmalen Grat zu wandern zwischen der medizinisch und menschlich gebotenen Fürsorge für ihre Kameraden und der Notwendigkeit, den Weisungen der russischen Ärzte und Kommandanten zu folgen. Manche haben da Hervorragendes geleistet. Im Winter 1947/48 wurde ich noch einmal ins Lazarett eingeliefert, wegen Krätze, die damals im Lager umging. Daran erkrankten so viele, daß einige Baracken zu Lazarettbaracken umfunktioniert werden mußten. Auch dann reichte der Platz noch nicht aus, so daß die bei einer ansteckenden Krankheit kuriose Regelung getroffen werden mußte, daß sich drei Kranke ein Doppelbett teilen mußten.

Im Frühjahr 1948 war ich wieder so weit erholt, daß ich bei der Untersuchung der Kategorie III zugeordnet und zur Arbeit auf die Sowchase abgeordnet wurde. Von da an war mein körperliches Befinden leidlich in Ordnung, obwohl ich noch längere Zeit immer wieder Wasser in den Beinen hatte, manchmal noch so viel, daß ich nachts mehr als ein Dutzend Mal Wasser lassen mußte, erst ganz allmählich ließ es nach. Die chronische Kieferhöhlenvereiterung verließ mich vom Winter 1945 an bis zur Entlassung nicht.

Eigentumslos

Ein Kriegsgefangener wird selten viel Eigentum bei sich haben, im Gefecht sind seine persönlichen Dinge häufig beim Troß, und das ist ja meist nicht viel Habe. Bei der Kapitulation war der Wagen, auf dem ein paar

Sachen von mir waren, von uns getrennt worden; ich ging also nur mit dem, was ich auf dem Leibe hatte, in Gefangenschaft. Sehr vielen, wenn nicht den meisten Kameraden ging es ähnlich. Außerdem wurden wir oft „gefilzt“, wobei uns die russischen Soldaten noch vieles abnahmen; besonders scharf waren sie dabei auf Uhren. Und das auffordernde „Urri, Urri!“ soll ja als geradezu geflügeltes Wort auch in den von den Russen eroberten Gebieten umgegangen sein.

Es war nicht leicht, sich im Laufe der ersten Tage und Wochen wieder das Lebensnotwendigste zu beschaffen: ein Kochgeschirr oder wenigstens eine alte Konservendose zum Essenfassen und einen Löffel. Im Winter 1945/46 gelang es mir, im Tausch gegen Tabak einen alten Wehrmachtsbrotbeutel zu erstehen. Dieser Brotbeutel reichte bis zum Sommer 1951 aus, mein „Eigentum“ zu fassen: Kochgeschirr und Löffel, ein Paar Socken, drei oder vier zu Behelfstaschentüchern gemachte Stoffetzen, später ein Behelfsmesser. Diese mußte man aber ebenso wie Papier zum Schreiben oder gar beschriebenes Papier bei den sich immer wiederholenden und oft überraschend angesetzten „Filzungen“ verstecken, denn der Besitz so gefährlicher Dinge war verboten. Wegen der sich oft wiederholenden „Filzungen“ war es überhaupt günstig, wenig zu besitzen, weder forderte man zu besonders gründlicher Untersuchung heraus, noch reizte man die Begehrlichkeit der Soldaten, die – zumindest in den ersten Jahren – offenbar auch so arm waren, daß sie vieles gebrauchen konnten. Aus heutiger Sicht erscheint es mir immer wieder erstaunlich, daß man sechs Jahre lang leben konnte mit einem Besitz, der in einem Brotbeutel Platz hatte. Sicher war das nicht das schlimmste, aber das Fehlen eigener Kleidung und damit der Zwang, längere Zeit oder gar mehrere Wochen lang Tag und Nacht dieselben Sachen auf dem Leib zu haben, war doch unangenehm genug.

Eine Änderung dieser Situation trat ab Winter 1950/51 ein; durch die von da an erlaubten Paketsendungen aus der Heimat und durch die Tatsache, daß wir in bescheidenem Rahmen auch Geld verdienten, wurden wir „wohlhabender“: manche besaßen Pullover, Sporthemden, manche sogar Schuhe und anderes. Damit stellte sich aber auch das Problem der Aufbewahrung; dieser und jener beschaffte oder baute sich kleine Holzkoffer oder -schränke. Als einer meiner Kameraden, der in der Lagertischlerei arbeitete und so zu den Bessergestellten gehörte, sich einen etwas größeren Koffer tischlerte, kaufte ich ihm seinen alten Holzkoffer ab, ca. 50 cm lang, 35 cm hoch und 20 cm breit. Das empfand ich als geradezu ungeheuren Wohlstand. Nun konnte ich mein Kochgeschirr, Behelfsmesser, meine Zahnbürste, meinen Löffel und Trinkbecher, einige kleine Büchsen für Zucker- und Tabakaufbewahrung sowie einige Lebensmittel aufbewahren. Alle Koffer waren übrigens nicht abschließbar, wir konnten sie während der Arbeitszeit ruhig in der Baracke lassen, es kam so gut wie niemals etwas weg.

Von der Heimat abgeschnitten

Von Anfang an wurde von allen Postverbindung mit der Heimat besonders heiß ersehnt. Die allermeisten von uns wußten ja nicht, ob und wie ihre Angehörigen die letzten Kriegswochen überstanden hatten, die Feldpostverbindungen waren z.T. seit Monaten abgerissen gewesen. Aber es dauerte eine Weile, bis die Gefangenepost in Gang kam. Eine erste Karte – im Oktober oder November 1945 geschrieben – hat meine Eltern nie erreicht. Erst die im April 1946 geschriebene Karte erreichte die Heimat; Antwort kam im Juni. Jeder Kriegsgefangene durfte pro Monat eine Karte schreiben; sie durfte einschließlich Anrede und Unterschrift nicht mehr als 25 Wörter enthalten. Sie war als Antwortpostkarte gestaltet, und so konnten die Angehörigen entsprechend antworten, auch für sie galt die Wortzahlbeschränkung. Die Laufzeit betrug zwischen vier und sechs Wochen, in Einzelfällen auch mehr. Vom Zeitpunkt der Verurteilung ab (s. nächstes Kapitel) bis Oktober 1950, also elf Monate lang, war die Postverbindung unterbrochen. Nach diesem Zeitpunkt war auch der Empfang von Paketen erlaubt. Mit den Paketen kamen für die meisten dann auch Fotos der Angehörigen, Frauen, Eltern, Kinder. Die Freude war immer groß, die Bilder wurden herumgezeigt und bestaunt. Mit ihnen kam aber auch eine Ahnung von Fremdheit, die besonders den Verheirateten unter uns gelegentlich zu schaffen machte: das ist meine Frau, das sind meine Kinder? Als wir die Bilder erhielten, waren wir schließlich sechs oder sieben oder auch noch mehr Jahre von zu Hause fort gewesen, und was für Jahre! Nicht nur wir, auch unsere Angehörigen hatten in dieser Zeit viel erlebt. Würde man die zwangsläufig eingetretenen Veränderungen, ja Entfremdungen je überwinden können? Solche Sorgen wurden selten offen geäußert, aber im Zwiegespräch konnte man sie heraushören, aus Einzelwendungen, Andeutungen, manchmal in einen Scherz verpackt. Ich war damals sehr froh, daß ich noch nicht verheiratet war.

Längere Postausfallzeiten waren für uns schwer auszuhalten, die Nachricht „Post ist eingetroffen“ lief wie ein Lauffeuer durch das Lager und elektrisierte förmlich alle. In besonderer Weise galt das für die ab 1950 möglichen Paketsendungen, sie waren für uns eine große materielle und ideelle Hilfe. Sie forderten aber auch von der russischen Lagerleitung einiges an Organisationstalent: zwei oder drei Säcke mit Briefpost kann man schon irgendwie mit einem LKW mitschicken, aber ganze Stapel von Paketen? Da waren oft zwei oder drei Wagen nötig; und die standen – vor allem im Winter – oft nicht zur Verfügung, so daß hier z. T. längere Wartezeiten eintraten.

Aber was für eine Stimmung herrschte, wenn man eines Tages bei der Rückkehr von der Arbeit hörte: „Pakete sind angekommen!“ Und wenn man von einem, der zufällig im Lager gewesen war und beim Ausladen geholfen hatte, hörte: „Du hast auch eins!“ Ungeduldig warteten wir dann

auf die Ausgabe durch den Politoffizier; manchmal zog sie sich noch, aus uns unverständlichen Gründen, tagelang hin. Denn die Pakete mußten vor seinen Augen oder der seiner Helfer – stets Offiziere – ausgepackt werden, alle Einzelpackungen oder Dosen waren zu öffnen. Was man nicht gleich öffnen wollte, mußte deponiert werden und konnte dann zu anderen Zeiten in Empfang genommen werden. Bei der Paketausgabe gab es nur gelegentlich Schikanen, unser Brigadier z. B. mußte alle Nüsse aufknacken, in ihnen hätten ja geheime Botschaften sein können, wurde ihm erklärt. Aber das war ein Einzelfall; im großen und ganzen ging es korrekt zu, ja oft strahlte unsere Freude auch auf die Russen zurück, ganz abgesehen davon, daß sie oft erstaunt waren über das, was da so zum Vorschein kam: ein Paar feste Lederstiefel für den einen, ein ganzer eingemachter Schweinekopf für den anderen usw. Manchmal, wenn mehrere Offiziere die Ausgabe vornahmen, machten sie sich gegenseitig auf besondere Prachtstücke aufmerksam. Gelegentlich versuchten sie auch, uns das eine oder das andere Stück, meist Bekleidung, abzukaufen.

Über die Post hinaus gab es keine Verbindung; Radiogeräte waren nicht erlaubt; und es gab zwar einige Zeitungen aus der SBZ, der späteren DDR, aber nur wenige Exemplare, diese verblieben beim Antifa-Komitee, das in Form von Zeitungsschauen den Inhalt an uns weitergab. In den letzten Jahren war es auch möglich, diese Zeitungen einmal selber in die Hand zu bekommen. In einigen Lagern wurden auch russische Zeitungen, meist die „Prawda“, in Auszügen übersetzt und diese Artikel dann ausgehängt, so daß wir im großen und ganzen über die weltpolitische Lage informiert waren. Wir hatten es auch gelernt, diese Zeitungen „richtig“ zu lesen. Zusammen mit unseren allgemeinen Kenntnissen über westliche Lebensformen und den spärlichen Nachrichten aus der Post waren unsere Vorstellungen von der Situation in Deutschland und der Welt nicht falsch, wie ich nach meiner Rückkehr befriedigt feststellte.

Verurteilt zu 25 Jahren Freiheitsentzug

Im Dezember 1949 wurde ich, wie rund 27 000 andere Gefangene auch, zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Wie kam es dazu? Immer hatten uns die russischen Lagerkommandanten und die mit uns zusammenarbeitenden Zivilisten versichert: „Skora damoi!“ „Bald werdet ihr nach Hause kommen!“ Aber lange war nur wenig davon zu spüren. Die Transporte, die nach Westen gingen, schienen nur zu „tröpfeln“. Hinzu kam, daß in unserem Abschnitt – im Süden der Sowjetunion – viele Rumänen und Ungarn mit uns in den Lagern waren; so gingen bei den ersten Transporten die Rumänen, dann die Ungarn. Und wenn schon mal Deutsche dabei waren, auch wenn ein „rein deutscher“ Transport ging, dann wurden zunächst die Kranken und Schwachen entlassen, was dazu führte, daß einige Gefangene konsequent hungerten, indem sie z. B. ihr Brot gegen Tabak

eintauschten und dies so lange fortsetzten, bis sie entlassen wurden – wenn sie bis dahin noch lebten. Eine solche Taktik kam für mich nicht in Frage, weil ich sie erstens für ein zu unsicheres Geschäft hielt und weil sie zweitens zu gesundheitlichen Dauer- oder Spätschäden führen konnte, die auch bei guter Pflege nach der Heimkehr möglicherweise nicht zu beheben gewesen wären. Vielleicht hätte ich auch die für ein solches Verhalten doch notwendige Entschlossenheit gar nicht gehabt. Als ich ohne eigenes Zutun im Winter 1946/47 diesen „heimkehrverdächtigen“ Zustand erreichte, rollten aus unserem Lager gerade nur Ungarntransporte. Und so blieb mir mit den anderen nur das Warten. Vielleicht war die Ungewißheit über das Ende der Gefangenschaft schlimmer als diese selbst.

Einen Hoffnungsschimmer gab es, als wir erfuhren, daß die Außenminister der vier Großmächte auf einer ihrer im ganzen ja wenig erfolgreichen Konferenzen (im April 1947 in Moskau)⁴ sich darauf einigten, bis zum 31. Dezember 1948 alle Kriegsgefangenen zu entlassen. Aber das Jahr 1948 verstrich, ohne daß wir in unseren Lagern von einer beschleunigten Rückkehr etwas bemerkten. Im Januar 1949 erfuhren wir dann, daß die Sowjetunion ihre Kriegsgefangenen bis Ende 1949 repatriieren wolle. Wie wir später erfuhren, erfolgte diese Zusage auf den energischen Protest der Westmächte. Aber wieder verging die Zeit, ohne daß das Tempo der Entlassungen sich erkennbar beschleunigte, ja im Sommer schien es noch zurückzugehen.

Und im November setzte jene Kampagne ein, die im Lager Furcht und Schrecken verbreitete: Abend für Abend wurden die Namen einer Reihe von Kameraden aufgerufen, die sich am Tor zu melden hatten, von dort zu einer aus Moskau angereisten Kommission geführt wurden und danach in einem vergrößerten Bunker streng von den anderen getrennt untergebracht wurden. Trotz dieser Trennung sickerte es durch, daß gegen diese Kameraden Anklage wegen Beteiligung an Kriegsverbrechen erhoben werden sollte. Das Lager Rostow/Don, in dem ich mich damals befand, war mit einer Lautsprecheranlage versehen, über die normalerweise Musik oder Nachrichten oder Mitteilungen der Lagerleitung kamen; ich werde nie in meinem Leben die Totenstille vergessen, die sich über das Lager senkte, wenn das Programm unterbrochen und neue Namen verlesen wurden. Zwar meinten alle oder behaupteten es zumindest, daß sie keine Verbrechen begangen hatten, aber unser Zutrauen zur sowjetischen Gerichtsbarkeit war nur gering, hatten wir doch schon von verurteilten Sowjetbürgern gehört, mit denen viele von uns auf verschiedenen Baustellen zusammen gearbeitet hatten, daß sie unter nichtigen Vorwänden und mit falschen Zeugenaussagen zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren. Und ein Kraftfahrer auf unserer Baustelle hatte uns schon im Sommer erklärt: „Bei uns ist das so: wer einen Menschen tötet, erhält 5 Jahre, wer ein Brot klaut, 10, und wer sagt ‚Ich glaube, Stalin ist doch nicht ganz der richtige Mann‘, kriegt 25!“ Was hatten wir da zu erwarten?

Am 6. Dezember war es für mich dann soweit: Vorführung vor der Kommission und Mitteilung, daß gegen mich ein Verfahren wegen Beteiligung an Kriegsverbrechen eröffnet werde; ob ich mich schuldig bekenne. Als ich verneinte, wurde mir beruhigend erklärt, dann habe ich auch nichts zu befürchten, das werde im Prozeß ja festgestellt werden. Zunächst werde ich in Untersuchungshaft genommen. So landete auch ich in diesem Bunker und traf viele alte Kameraden wieder, manchen aber auch nicht mehr. Sie waren schon abgeholt, und niemand wußte, wo sie abgeblieben waren. Jeden Morgen wurden etwa 70–80 Gefangene abgerufen, die dann verschwunden blieben. Von irgendwelchen Untersuchungen, auf die der Name „Untersuchungshaft“ ja eigentlich hindeutete, war übrigens in der ganzen Zeit nichts zu merken.

Am 16. Dezember wurde mein Name mit verlesen, und in verschlossenen Gefängniswagen wurden wir – wieder 70 oder 80 – in ein Amtsgebäude gebracht und mußten uns vor zwei Räumen auf die Erde setzen. Einer nach dem anderen wurde hineingerufen, dort folgte dann der „Prozeß“; er dauerte im Durchschnitt 15–20 Minuten und endete bei allen mit der Verurteilung zu 25 Jahren Freiheitsentzug, und zwar unter Anwendung des Erlasses über die Aufhebung der Todesstrafe, womit wohl nur dokumentiert werden sollte, daß auf die Höchststrafe erkannt worden war. Den meisten mir bekannten Verurteilten wurde – wie auch mir – Vergehen gegen den Artikel 58 des Strafgesetzbuches der Russischen Föderativen Sowjet-Republik vorgeworfen, dessen Inhalt uns übrigens nicht bekannt war. Erst Jahre nach meiner Heimkehr, als ich mich nach langem Abstand wieder einmal mit der Sache befaßte, erfuhr ich, daß in diesem Artikel „gegenrevolutionäre Handlungen“ unter Strafe gestellt sind („... auf den Sturz, die Unterhöhlung oder die Schwächung der äußeren Sicherheit der Union ... und der grundlegenden wirtschaftlichen, politischen und nationalen Errungenschaften der proletarischen Revolution gerichtet ...“).⁵ Das alles wußte ich damals gar nicht, auch nicht, daß dieser Artikel in der Sowjetunion berüchtigt war, weil nach ihm die meisten der Millionen Verurteilten abgeurteilt worden sind: Solschenizyn⁶ hat darüber hinreichend berichtet, auch bei den Berichten der meisten Dissidenten spielt er eine Rolle.

Eine Anklageschrift wurde übrigens nicht verlesen, viel weniger noch habe ich sie zuvor zu Gesicht bekommen. Welche Straftatbestände mir im einzelnen vorgeworfen wurden, habe ich nicht erkennen können. Die mir vorgelesene und dann auch überreichte kurze schriftliche Urteilsbegründung wies nur aus, daß ich eines Vergehens gegen den genannten Artikel für schuldig befunden wurde, weil ich mich „als Angehöriger der ehemaligen Deutschen Wehrmacht auf dem zeitweilig besetzten Territorium der UdSSR aufgehalten habe“ und damit ein solches Vergehen bewiesen ist. Die „Beweisaufnahme“ in der Verhandlung beschränkte sich im übrigen auf die von mir nicht bestrittene Tatsache, daß ich mich als Soldat auf so-

wjetischem Territorium aufgehalten hatte. Aus der schlecht geführten und miserabel übersetzten Vernehmung konnte ich allenfalls schließen, daß man mich wegen Beihilfe zu den Vergehen nach Art. 58 anklagte und verurteilte. Im wesentlichen sind auch die Verhandlungen bei den anderen mir bekannten Verurteilten so oder so ähnlich abgelaufen. Manche wurden noch gefragt, ob sie Kenntnis von den Grausamkeiten in den Konzentrationslagern gehabt hätten; wurde das verneint, lachte das Gericht nur höhnisch und schenkte einer solchen Versicherung ohne weitere Nachforschung keinen Glauben.

Gemäß einem Ukas vom 19. April 1943⁷ wurden auch einzelne wegen Kriegsverbrechen oder Beihilfe dazu verurteilt, z. T. mit grotesker Beweisführung: der Berliner Straßenbahnfahrer, den die Russen 1945 festsetzten, weil er seine Dienstkleidung, eine „Uniform“, trug, wurde zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt, weil er „als Straßenbahnfahrer die Munitionsarbeiter in die Fabriken gefahren hat und es so ermöglicht hat, daß überhaupt Kriegsverbrechen begangen werden konnten“. Bei so extensiver Auslegung des Beihilfebegriffs hätte man beinahe jeden Deutschen zu 25 Jahren Lager verurteilen können. Die „Prozesse“ können daher nur als juristische Verbrämung einer politischen Maßnahme aufgefaßt werden. Die Urteile standen im voraus fest, was daraus zu ersehen war, daß an jenem 16. Dezember versehentlich auch ein Kriegsgefangener, dessen „Prozeß“ noch gar nicht stattgefunden hatte, das schriftliche Urteil mit Begründung erhielt; als er einwandte, er sei noch gar nicht drin gewesen, wurde es ihm wieder weggenommen und die Sache als Irrtum deklariert. Zur Scheinlegalität der „Prozesse“ gehörte es auch, daß eilfertig Papier verteilt wurde, damit wir Berufung einlegen konnten. Als ich mich weigerte, an diesem Theater auch noch mitzuwirken, versuchte man mich noch dazu zu überreden, aber ich blieb dabei, wollte nicht durch einen Rechtsakt gewissermaßen die Rechtmäßigkeit des Verfahrens noch dokumentieren. Das ganze Verfahren sprach jeder Rechtsstaatlichkeit hohn, ganz abgesehen davon, daß das Strafmaß völlig unangemessen war. Daß wir auch Schuld auf uns geladen hatten, mochte selbst damals schon manchem dämmern, aber wir damals Verurteilten trugen davon genausoviel oder genausowenig wie Millionen anderer Deutscher; daß diese Schuld mit der Höchststrafe geahndet wurde, war denn doch völlig unangemessen.

Die Wirkung der Verurteilung war verheerend. Bis zur Verkündung des Urteils hatte ich, wie wohl die meisten anderen auch, immer noch gehofft, der Kelch müsse an mir vorübergehen, ich hatte doch persönlich nichts verbrochen, und selbst die Tatsache, daß alle anderen vor mir mit „25 Jahren“ herauskamen – mehr konnten wir nicht erfahren, weil eigentlich Sprechen verboten war –, konnte mich nicht glauben machen, daß es mir auch so gehen würde.

Nachdem das „Tageskontingent“ seine Bestrafung weg hatte, wurden wir ins Rostower Gefängnis gebracht; dort wurden uns die Haare gescho-

ren, Fingerabdrücke genommen, dann wurden wir mit vor den Körper gehaltener Kennziffer fotografiert; wir waren zu „Verbrechern“ gemacht worden. In den Zellen war es unerträglich eng, die sanitären Verhältnisse waren himmelschreiend: in einer Ecke stand eine offene Tonne, Möglichkeiten zum Waschen gab es nicht. Einmal am Tag wurden wir zu dem berühmten Spaziergang auf den Gefängnishof geführt. Alle waren zutiefst niedergeschlagen, zuzeiten half uns nur eine Art Galgenhumor.

Unsere größte Sorge war die, daß wir in die allgemeinen Arbeitslager eingewiesen würden, vielleicht auf viele verteilt. Seit spätestens dem Sommer des Jahres 1949 wußten alle, wie es in diesen Lagern zugeht, weil in dieser Zeit viele Kameraden, die früher wegen geringer Vergehen, z. B. wegen Diebstahls von Kartoffeln oder Rüben, zu 10 oder 15 Jahren verurteilt worden waren, in die allgemeinen Kriegsgefangenenlager zurückgekehrt waren. Sie erzählten uns über diese Lager schaurige Dinge. Später hat Sol-schenizyn in seinen Büchern darüber der Weltöffentlichkeit berichtet. Wir wußten also, was uns dort erwartet hätte. Es war für uns daher eine große Erleichterung, als wir nach einer Woche, einen Tag vor Heiligabend, aus dem Gefängnis in das Lager Taganrog kamen, wo wir Hunderte von Leidensgefährten an- und z. T. wiedertrafen. Ob es uns damals geholfen hätte, wenn wir gewußt hätten, daß wir rund 30 000 solcher Leidensgefährten hatten?

Aber die Aussicht, bis zum Jahre 1974 – ich also bis zum Alter von 53 Jahren – als Gefangener in Rußland leben zu müssen, war so entsetzlich, daß vielleicht auch diese Kenntnis uns nicht geholfen hätte. Es folgte das traurigste Weihnachtsfest meines Lebens. Übrigens war bei den Russen anscheinend noch unklar, wie man uns behandeln sollte. Bis zum Frühsommer des Jahres 1950 wurden wir nicht zur Arbeit gelassen, gelegentliche Ansätze zu härterer Behandlung wurden bald wieder aufgegeben. Als offizielle Bezeichnung wurde nicht etwa „Kriegsverbrecher“ o. ä. eingeführt, sondern „Verurteilter Kriegsgefangener“. Auch die alten Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften in bezug auf Verpflegung und Arbeitszwang für Stabsoffiziere wurden wieder gemacht, und nach einer gewissen Pause durften wir uns auch wieder die Haare wachsen lassen. Der russische Kommandant suchte uns mit dem Hinweis zu trösten, daß man in der Sowjetunion größere Teile einer Freiheitsstrafe durch gute Arbeit aufheben könne. Ja, im März 1950, also nur drei Monate nach der ganzen Aktion, hörten wir sogar davon, daß ein Transport mit Verurteilten unter Amnestie nach Deutschland gegangen sei. In der Sowjetunion schien tatsächlich alles möglich zu sein! Hatten die Gerichte im Dezember ihre „Normen“ übererfüllt, wie wir sarkastisch meinten? Wir wußten es nicht; bis heute gibt es auch in der Literatur darüber nur Vermutungen. Eine schlimme Folge der Verurteilung war übrigens die Postsperrung; erst im November 1950 konnten wir wieder schreiben; unsere Angehörigen waren also etwa ein Jahr lang ohne Nachricht von uns. Die Tatsache unse-

rer Verurteilung durften wir übrigens niemals mitteilen, obwohl TASS⁸ bereits im Mai gemeldet hatte, daß sich nur noch verurteilte Kriegsverbrecher in sowjetischem Gewahrsam befänden, wobei die Anzahl um zwei Drittel vermindert wurde.

Nach der Postpause durften wir dann – wie schon oben erwähnt – Pakete empfangen, was uns materiell enorm stärkte und natürlich auch psychologisch. Wir hatten bald heraus, daß uns nicht nur unsere Angehörigen versorgten, sondern offenbar auch Organisationen, wie das Evangelische Hilfswerk, der Caritasverband u.a. In Deutschland hatte man uns nicht vergessen, und auch solche Gefangenen, die in der DDR beheimatet waren, erhielten von diesen Organisationen in der Bundesrepublik Pakete. Dennoch: Ungewißheit über unser weiteres Schicksal und der damit verbundene Druck blieben.

Wandel der Gesinnung?

Der Befund: nicht eindeutig

Spätestens der Bericht über die Verurteilung führt zur Frage nach der Gesinnung der Gefangenen. Wie stand es mit einer Reflexion der Ursachen für die eigene Situation mit dem, was man später „Bewältigung der Vergangenheit“ genannt hat? Wie war die politische Einstellung? Die Frage ist nicht einfach zu beantworten. Wer konnte wirklich wissen, wie es in den Köpfen der anderen aussah? Im ganzen bleibt man auf Vermutungen oder einige wenige eigene Erfahrungen angewiesen. Für die Masse der Gefangenen schienen politische Fragen kaum zu existieren, allenfalls gab es in Einzelgesprächen Überlegungen dazu, eine öffentliche Diskussion fand nicht statt. Wenn man versucht, dem nachzugehen, mag man auf die verschiedensten Ursachen treffen. Da ist der tagtägliche Kampf ums Überleben, um einen Extratopf Suppe, ein Stückchen Brot, ein gutes Arbeitskommando, ja sogar um eine Extraschüssel mit Waschwasser, um einen günstigen Tausch usw. derart bestimmend, daß daneben alles andere verblaßt.

Vorbehalte gegen die Gewahrsamsmacht

Wichtiger noch erscheinen mir aber die Vorbehalte gegen die Gewahrsamsmacht. Warum waren überhaupt Kriegsgefangene in die Sowjetunion transportiert worden? Der Krieg war doch aus. Hätte man uns nicht nach kurzer Zeit von den mitteleuropäischen ersten Lagern aus in die Heimat entlassen können? Warum dauerte die Gefangenschaft so lange? Nach dem Ersten Weltkrieg war jedenfalls die Masse der Gefangenen bereits nach 1½ oder 2 Jahren wieder zu Hause, und wir waren nach 3 oder 4 Jahren immer noch da! Und wenn es nun schon so lange dauern mußte,

warum wurde nichts darüber gesagt, wie lange es dauern würde, nicht einmal in Annäherungswerten? Nie gab es eine Zeitplanung, auch keine Angaben darüber, wie viele Gefangene nun schon entlassen waren! Warum wurden wir in dieser Sache immer wieder belogen? Warum versicherten uns die russischen Kommandanten bei jedem Lagerwechsel, von dem neuen Lager aus gehe es nun nach Hause? Sogar die Verlegung aus Rumänien ins Nordkaukasusgebiet im Herbst 1945 wurde so begründet! Und warum wurden wir 1949 massenweise in Schnellprozessen zu weiteren 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt? Gerade die psychische Befindlichkeit der willkürlich-zufällig Verurteilten konnte einer Besinnung nicht dienlich sein. Vielleicht hätten manche auch noch einzusehen vermocht, daß Kriegsgefangene gewissermaßen als Reparationsleistung arbeiten sollten; aber hätte man das nicht klar sagen sollen, unter Angabe der Dauer? Und warum wurden Arbeitsunfähige, Bein- und Armamputierte beispielsweise, nicht entlassen? Warum wurden solche Gefangenen oder auch ein 72jähriger 1949 noch zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt? Anscheinend ging es den Russen doch gar nicht so sehr um die Arbeit als vielmehr um Rache. Oder um Psycho-Terror – oder um was sonst?

Je länger also die Gefangenschaft dauerte, um so stärker wurde unser Mißtrauen, unser Oppositionsgeist, unsere Verhärtung. Das knebelte unser Denken.

Die Fortdauer des Überlegenheitsgefühls

Auch lebte in uns eine Art Überlegenheitsgefühl gegenüber den Russen fort. Das hatte es sicher bei vielen Deutschen schon vor der Zeit des Nationalsozialismus gegeben, die NS-Propaganda hatte die Überlegenheit der Deutschen gegenüber allen anderen Völkern ständig im Munde.

Und der Augenschein beim Einmarsch oder Aufenthalt in der Sowjetunion während des Krieges und auch noch jetzt in der Gefangenschaft schien manches davon zu bestätigen: die schlechten Wohnverhältnisse, miserable Straßen, einfachste Kleidung, ungenügende sanitäre Einrichtungen, die geringe Bildung der einfachen Leute schienen auf einen kulturell-zivilisatorischen Rückstand hinzuweisen. Daran mochten auch andere Erfahrungen, etwa in bezug auf Geschicklichkeit und Ausdauer, auf Improvisationsfähigkeit und praktisch-technisches Verständnis, wenig zu ändern, auch nicht die teilweise anzutreffende exzellente Beschlagenheit in Teilgebieten westeuropäischer Kultur. In Rostow/Don etwa verblüfften uns die sowjetischen Facharbeiter auf dem Bau jeden Tag damit, daß sie uns ganze Passagen aus deutschen Opern oder Sinfonien vorpiffen oder vorsangen und sich diebisch darüber freuten, daß wir oft nicht zu sagen wußten, was sie da vorgetragen hatten.

Auch als Soldaten hatten wir eigentlich immer dieses Überlegenheitsgefühl gehabt, daß wir bei gleichen Stärkeverhältnissen in bezug auf Trup-

penstärke und Bewaffnung „die Russen in die Steppe zurückjagen“ würden. Auch hier vermochten andere Erfahrungen, etwa die, daß zumindest in den letzten Kriegsjahren allein der Ruf „Die Russen kommen!“ ganze Bataillone zu zügelloser Flucht veranlaßt hatte, nicht viel zu ändern. Aber nun hatten uns diese Russen ja besiegt. Woran mochte das bloß liegen? Die Erklärung lag scheinbar auf der Hand: die zahlenmäßige Überlegenheit und die amerikanischen Lieferungen! War denn nicht noch Jahre nach dem Krieg fast jeder zweite Lastkraftwagen ein Ford oder ein Studebaker? So suchte sich unser Hochmut überall seine Nahrung, und die Russen, insbesondere die, mit denen wir im Lager zu tun hatten, bezeichneten wir geringschätzig stets als „Kanaken“. Sicher wurde das alles damals nicht so formuliert und schon gar nicht durchdacht, denn das Denken hätte ja weiter gehen müssen, etwa die Frage aufwerfen müssen, welche Ursachen die z.T. nicht zu bestreitenden Rückständigkeit hatten und vieles andere mehr, aber einzelne dieser Gedanken wurden im Gespräch oder auch nur bei „Gerede“ geäußert; die gesamte Gefühlslage ist damit, soweit meine Erfahrung reicht, wiedergegeben.

Überreste faschistischen Denkens

Sicher sind für die umschriebene Haltung auch Überreste faschistischen Denkens verantwortlich. Solche Nachklänge zeigten sich wohl weniger darin, daß wir gelegentlich Wehrmachtslieder sangen. Was sollten wir auch anderes singen, wenn einige Posten auf dem Marsch von oder zur Arbeit plötzlich einen Rappel kriegten und von uns verlangten, anständig im Gleichschritt zu marschieren und ein Lied zu singen? Für diesen Zweck jedenfalls kannten wir ja keine anderen Lieder. Und so erscholl dann unter beifälligem Nicken der Posten das „Lied der Legion Condor“, dessen zweite Strophe mit dem Vers begann „Die Roten sie wurden geschlagen ...“, was von uns mit gewisser Freude gesungen wurde. Auch die Geschichte von dem Feldwebel, der bei dem Stubendurchgang unbedingt ein Lied hören wollte und dann mit strahlendem Gesicht das „Horst-Wessel-Lied“ dirigierte, gehört in diesen Zusammenhang; diese Kuriositäten könnte man vielleicht unter die „Psychologie der Besiegten“ einordnen, die sicher auch einmal zu schreiben wäre.

Auch daß ein Kapitän zur See, Ritterkreuzträger, mit zwei anderen Stabsoffizieren ganz zufällig am 20. April (Hitlers Geburtstag) ein „privates Fest“ feierte, muß man nicht für bezeichnend halten; diese „Treue“ wurde von allen, die ich kannte, nur belächelt. Überhaupt habe ich in acht Jahren Gefangenschaft kein positives Wort über Hitler oder eine der bekannten Nazigrößen gehört. Was mich vielmehr gelegentlich stutzig machte, war eine menschenverachtende Überheblichkeit, die sich geradezu naiv äußerte. Da sprach ein ehemaliger Zahlmeister von den russischen und polnischen Partisanen stets als von „Banditen“, zwei ehemalige

SS-Untersturmführer meinten, als sie sich daran erinnerten, daß sie einmal im Urlaub unter Alkoholeinfluß mit dem Wagen zwei Menschen totgefahren hatten: „Das war ja nicht schlimm, es waren ja nur Polacken!“ Faschistisches Denken ohne Hitler und die NSDAP, das gab es sicher.

Vorbehalte gegen das Sowjet-System

Vielleicht wäre es möglich gewesen, alle diese Gefühle oder Gedanken abzubauen, wenn da nicht noch ein Hindernis gewesen wäre: das politische System der stalinistischen Sowjetunion. Schließlich nannte diese sich sozialistisch und verstand sich als radikale Gegenmacht gegen den Faschismus, wie ja auch umgekehrt die Nazis stets – mit Ausnahme der Zeit des Hitler-Stalin-Pakts⁹ – den Bolschewismus als ihren größten politischen Feind bezeichnet hatten. Aber was mußten wir erleben? Diese Macht sperrte ja selber Hunderttausende von Bürgern ein und ließ sie unter elenden Bedingungen arbeiten, wir hatten sie oft gesehen oder auch mit ihnen zusammen gearbeitet, wir wußten, daß mindestens eines der „Bauwerke des Sozialismus“, der Wolga-Don-Kanal, in der Hauptsache von diesen Strafgefangenen gebaut worden war, und wir wußten, daß es viele Strafgefangenenlager gab, vom hohen Norden bis zum Fernen Osten. Ja, wir hatten sogar die Kettensträflinge gesehen, die von der Revolution als barbarisches Element zaristischen Strafvollzugs einst abgeschafft, von Stalin aber 1943 wieder eingeführt worden waren; das wußten wir damals nicht, aber gesehen haben wir sie, wie sie sich, immer zu fünft aneinandergekettet, zur Arbeit schlepten.

Und wie war es mit der Verherrlichung des „Führers der Völker“, des „Weisen Vaters aller Werktätigen“ und wie die Formeln noch alle hießen, mit denen Stalin vergöttert wurde? Wie konnte es angehen, daß ein sozialistischer Staat, was immer man sich darunter vorstellen mochte, einen solchen Personenkult entwickelte? Und was sollten wir davon halten, daß die Informationspolitik so einseitig war, immer nur mit einer Stimme sprach, daß die Zustände in der Sowjetunion immer nur in den rosigsten Farben geschildert wurden, wo doch offen zutage lag, daß die tatsächlichen Verhältnisse anders waren? Von den russischen Arbeitern haben wir es ja selbst gehört, daß die „Prawda“, was auf deutsch doch Wahrheit heißt, eben gerade nicht die Wahrheit schreibt, daß man, wenn man die Wahrheit erkennen will, die Aussagen der offiziellen Propaganda zumindest ergänzen oder interpretieren muß. Und das Bild, das sowjetische oder auch DDR-Schriften über die Zustände im „Dritten Reich“ zeichnen, stimmten denn doch nicht mit der erlebten Wirklichkeit überein. Und wie stand es mit der Geheimpolizei, der Bespitzelung? Hatten wir doch im Lager bald heraus, daß die Russen sich bestimmter Vertrauensleute bedienten, um zu erfahren, was wir sagten und dachten. Und manchem von uns wurden ja ganz unverhüllt Angebote gemacht, solche Zuträgerdienste zu leisten.

Auch das angeblich so vorbildliche sozialistische Wirtschaftssystem mußte jeden, der eine Zeitlang außerhalb des Lagers arbeitete, abschrecken; weder seine Effizienz noch viel weniger die Stellung des Arbeiters in ihm konnten vorbildlich sein. Alles in allem konnte man nicht sehen, daß dieses Sowjet-System vorbildlich oder nachahmenswert war. Auch die Berechtigung der Vertreter dieses Systems zur Verurteilung des Nationalsozialismus erschien uns nicht gegeben. Wer selber soviel „Dreck am Stecken“ hatte, so meinten wir, sollte gefälligst nicht so viel von den Untaten der Nationalsozialisten sprechen! Im Gewahrsam einer solchen Macht konnte eine ehrliche Diskussion und ein Klima nicht entstehen, in dem sich eine sachlich fundierte Meinungsbildung hätte vollziehen können.

Vorbehalte gegen die deutschen Antifa-Komitees

Auch die in allen Lagern gebildeten deutschen Antifa-Komitees dienten nicht der politischen Aufklärung, sie standen ihr eher im Wege. Sie standen nicht in großem Ansehen bei der Masse der Gefangenen, denn sie vertraten stets die Interessen der Gewahrsamsmacht, nie war zu erkennen, daß sie sich irgendwie für unsere Interessen einsetzten. Ihre Mitglieder waren erkennbar bestrebt, materielle Vorteile zu erlangen, also mehr und bessere Verpflegung, gesonderte, bessere Unterkünfte, gute Arbeitskommandos, Ausgang usw. Viele Gefangene glaubten ihnen daher ihre öffentlich geäußerten politischen Überzeugungen nicht, sie hielten sie für geheuchelt, was sie in einigen Fällen sicher auch waren. Sie kontrollierten die deutschen Kommandanten, wenn sie ihn nicht selbst stellten. Das intellektuelle Niveau der Aktivisten war in fast allen mir bekannten Fällen recht dürftig, reichte oft nicht einmal aus, die Parolen der sowjetischen Propaganda nachzubeten. Von den Komitees war daher politische Überzeugungsarbeit nicht zu leisten. Nach der Verurteilung gab es übrigens diese Komitees nicht mehr, obwohl einzelne Aktivisten auch unter den Verurteilten waren. Aber die Russen sahen wohl ein, daß solche Aktivs in dieser Situation sinnlos waren.

Ich selbst wäre im Winter 1947/48 um ein Haar Mitglied des Antifa-Komitees geworden. Und das kam so: Die Zahl der ins Lager kommenden (ost-)deutschen Zeitungen war so gering, daß wir sie nicht selber lesen konnten; wie schon oben erwähnt, kamen in regelmäßigen Abständen Mitglieder des Aktivs in die Baracken zur Zeitungsschau. Aber wegen der erwähnten mangelnden Befähigung dieser Leute war die Übersicht so schlecht, daß man damit nur wenig anfangen konnte. Ich gehörte damals in eine Offizierskompanie, in der dieser Mangel besonders stark empfunden wurde. Wir wandten uns deshalb an die russische Lagerleitung mit der Bitte, diese Zeitungsschau selber machen zu dürfen und uns entsprechend Zugang zu den Zeitungen zu gestatten. Ein Kamerad und ich wollten diese Aufgabe übernehmen. Nach einigem Hin und Her wurde entschieden,

daß wir das nur als Mitglieder des Antifa-Komitees tun dürften. So stellten wir – nach einiger Überlegung – einen Antrag auf Aufnahme. Das fiel uns um so leichter, als wir in dieser Zeit einen intelligenten sowjetischen Politoffizier hatten, eine Frau Leutnant Schuster (!), die in ihren Gesprächen und gelegentlichen Vorträgen immer sehr auf die in allen Satellitenstaaten im Schwange stehende Blockpolitik abhob. Man müsse nicht Kommunist sein, sondern sich nur zum Programm des Antifaschistischen Blocks bekennen.

Diese Frau hatte uns auch zur selben Zeit einen der wenigen intelligenten Antifa-Leute besorgt, einen promovierten Akademiker, der eine recht gute Einführung in den Marxismus-Leninismus gab, was manchen von uns doch nachdenklich machte und zu einer wenigstens vorübergehenden Annäherung an die offizielle Doktrin brachte. Und so wurden wir gewissermaßen Kandidaten des Aktivs. Neben den Zeitungsüberblicken sollten wir auch andere Vorträge halten (so sprach ich in einigen Baracken über „Die Teilung der Welt in zwei Lager“); und ich sollte ein Jugendaktiv aufbauen. Die erste Sitzung dieses Aktivs, zu der etwa sieben bis acht jüngere Gefangene erschienen waren, wollte ich damit eröffnen, daß jeder kurz über sein bisheriges Leben berichten sollte, damit wir uns kennenlernten; ich selbst machte den Anfang und erwähnte dabei in aller Harmlosigkeit, daß ich mal ein kleiner HJ-Führer gewesen war. Das müssen die Russen durch einen eingeschleusten Spitzel zugetragen bekommen haben. Wenige Tage später stand ich – auch zur Überraschung der Antifa-Leute – auf der Liste derer, die auf die in einem früheren Kapitel schon erwähnte Sowchose abkommandiert wurden; trotz der dort herrschenden günstigen Bedingungen galt sie als SS-Lager. Die genauere Bekanntschaft mit der Praxis der sowjetischen Landwirtschaft, die ich in den nächsten Monaten dort machen konnte, trug nicht unwesentlich dazu bei, mich wieder vom Marxismus-Leninismus zu entfernen.

Vielleicht ist es nach der Lektüre der vorangehenden Kapitel eher verständlich, warum politische Bildung, Ansätze zur Aufarbeitung der Vergangenheit ausblieben, warum der Befund in bezug auf „Wandel der Gesinnung“ nicht eindeutig war.

Keine Ansätze zur Aufarbeitung der Vergangenheit?

Aber waren nicht doch die Enthüllungen über die schrecklichen Verbrechen der NS-Zeit geeignet, manchen nachdenklich zu machen? Vielfach wurden die Meldungen darüber als propagandistische Übertreibungen abgetan, z. T. wohl gar ganz geleugnet. Auf jeden Fall bestand die Tendenz, dieses Kapitel einer kleinen wissenden Führerschicht und der kleinen Gruppe von Ausführenden in die Schuhe zu schieben, von denen sich die Masse der „anständigen Deutschen“ abhob. Vielleicht war dieses Deutungsmuster nicht nur eine faule Ausrede, ein Wegschieben der Verant-

wortung, vielleicht war es notwendig für die psychische Widerstandskraft und damit für das Überleben: im Augenblick der Niederlage und der Ungewißheit über unser weiteres Schicksal war ein Rest von moralischer Integrität, auch wenn sie nur eingebildet war, eine – möglicherweise lebenserhaltende – Stütze. Wie sich diejenigen, die selber an Greueln beteiligt gewesen waren oder mehr, als sie zugaben, davon gewußt haben, mit ihrem Gewissen arrangierten, weiß ich nicht, denn darüber wurde nicht gesprochen.

Was mich selber angeht, so ist auch hier der Befund vieldeutig. Was wußte ich bis 1939? Ich wußte, daß Juden seit 1933 vielfältig diskriminiert, daß sie verachtet, nach und nach ihrer Rechte beraubt, enteignet, vorübergehend in Konzentrationslagern festgehalten worden waren. Das konnte ich sicher nicht billigen, aber es hat mich auch nicht empört, was doch wohl die mindeste Reaktion hätte sein müssen. Wie ist dies zu erklären bei jemandem, dessen Vater seit 1905 oder 1906 eingeschriebenes Mitglied der SPD war und Tag für Tag zu Hause seinen Unwillen und Zorn über die Nazis zum Ausdruck brachte? War ich doch durch Schule und HJ zu sehr infiziert von nazistischen Parolen oder doch von nationalistischen, menschenverachtenden, den Kampf als oberstes Naturgesetz anerkennenden? Oder war die Anschauung noch zu blaß? In meiner nächsten Nähe kannte ich keine Juden mehr; bis April 1933 hatten wir in unserem alten Wohnhaus noch jüdische Hausnachbarn gehabt, mit dem Sohn war ich sogar befreundet. Aber nach einem Umzug war die Verbindung lockerer geworden, man sah sich kaum noch, genausowenig wie die anderen Freunde aus jener Gegend, es war einfach zu weit, um ständigen Kontakt zu halten. Und: die Frau hatte immer noch ihren Stand auf dem Wochenmarkt, der Sohn lernte Kürschner, war vielleicht doch nicht alles so schlimm? Mit der Einberufung zum Arbeitsdienst und dann zur Wehrmacht verlor ich vollends den Kontakt. Überhaupt war man ja mit der Einberufung isoliert, man lebte in der Kaserne oder an der Front, vom Sommer 1942 bis zum Sommer 1943 war ich ununterbrochen Ausbildungsoffizier auf dem dänischen Truppenübungsplatz Oksbøl, fast ohne jeden Kontakt zur Zivilbevölkerung, nur angewiesen auf Rundfunk und „Frontzeitungen“.

Wer sich nicht zufällig dienstlich in der Nähe von Konzentrationslagern aufhielt, konnte davon, was sich dort abspielte, wenig erfahren. In irgendeinem Urlaub hörte ich dann, die Grünbergs – so hieß die Familie – seien nun auch „abgeholt“ worden, und damit brach das Gespräch ab. Objektiv war damit, wie wir heute wissen, die Stufe der „Endlösung“ erreicht, aber subjektiv sah man die „Abholung“ zwar als Verschärfung an, aber vor dem klaren Durchdenken des Problems, vor dem Versuch, sich Informationen darüber zu beschaffen, was das nun bedeutete, schreckte man zurück. Sicher ahnte ich – oder wußte? –, daß Schreckliches vorging. Ein mir bekannter SA-Mann stellte uns in einem Urlaub – ich glaube, es war 1943 –,

die „Scherzfrage“, was die Buchstaben rif auf der Kriegseinheitsseife bedeuteten, keiner von uns wußte es – es bedeutete wohl „Reichsindustrieform“ oder so ähnlich –, er gab uns dann die Antwort: „Ruhe in Frieden.“ Ich erinnere mich, wie ich erst einen Augenblick verständnislos blickte, das dann aber schnell aufkommende Verstehen nicht aufkommen lassen wollte und versuchte, die Szene schnell zu vergessen. Ich habe übrigens keine Erinnerung mehr, wie die anderen Gesprächspartner reagierten. Genaues wußte ich allerdings nicht, und sicher wollte ich es genauso wenig wissen, wie viele andere damals auch. Ich lebte in den Tag hinein, in der Kaserne oder dann wieder im Feld, mit dem täglichen Dienst oder mit dem Kampf ums Überleben befaßt, im Urlaub diskret beiseite sehend, wenn einem irgendwo ein Mensch mit Judenstern¹⁰ begegnete. Und hatte man nicht manchen Kameraden neben sich fallen sehen? War man nicht selbst immer wieder vom Tode bedroht? Was sollte man sich mit Nachdenken über das Leben anderer, unbekannter Menschen kümmern? Heute weiß ich, daß es unsere historische Schuld bleibt, keine Kraft dafür gehabt zu haben, die Sphäre des Ahnens, Wissens und Nicht-Wissen-Wollens zu durchstoßen. Ein solches Denken hätte dann konsequenterweise auch zu Taten führen müssen, zum Widerstand, zumindest passiv, oder zum Überlaufen im Felde; Möglichkeiten dazu hätte ich genug gehabt. Aber das hätte einen völligen Umschwung bisherigen Denkens von uns verlangt. Vielleicht schreckten wir unbewußt auch davor zurück.

Die Gefangenschaft hat jedenfalls bei mir nicht den entscheidenden Wandel der Gesinnung herbeigeführt, und ich habe den Eindruck, auch bei den meisten anderen nicht. Zwar waren wir sicher keine Nazis mehr, soweit wir es überhaupt gewesen waren, aber wir waren nicht frei von Überresten faschistischen Denkens, nicht frei von Verkrustungen, störrisch gegenüber der Gewahrsamsmacht, vielleicht gar frei von politisch tragenden Überzeugungen, und wenn wir welche hatten, wurden sie nicht geäußert. Hier weiterzukommen, blieb eine Aufgabe für die Zeit danach.

Lageralltag

„Klassengesellschaft“

Die Vermutung, daß in der Gefangenschaft alle gleich seien, trifft nicht zu, die Differenzierung wird von außen auferlegt oder erwächst aus dem Inneren.

Eine der größten Überraschungen, die wir schon wenige Tage nach beginnender Gefangenschaft machten, war die, daß es für Offiziere und Mannschaften unterschiedliche Lebensmittelzuteilungen gab, und zwar für Offiziere eine größere. Die Russen forderten, wir sollten eine eigene Offiziersküche einrichten. Gerade von uns jüngeren Offizieren wurde es als eine Errungenschaft der deutschen Armee angesehen, daß es unter-

schiedliche Ernährung für Offiziere und Mannschaften jedenfalls offiziell nicht gab. Wir konnten auch getrennte Küchen verhindern, aber höhere Rationen an Fett, Zucker und Tabak mußten wir annehmen, taten es wohl auch gern. Diese höheren Rationen blieben uns auch nach der Verurteilung erhalten, eine jener unbegreiflichen Merkwürdigkeiten jener Zeit. Es scheint auch nicht überall so gewesen zu sein.¹¹ Als Offiziere hatten wir auch andere Privilegien, so durften wir als erste – ich glaube, schon 1946 – wieder die Haare wachsen lassen, nachdem wir nach der Gefangennahme alle geschoren worden waren, wie es hieß, aus hygienischen Gründen; und ehemalige Stabsoffiziere brauchten auch nicht zu arbeiten, auch diese nach der Verurteilung nicht.

Manche von uns meinten, die Russen wollten mit alledem nur einen Keil zwischen Offiziere und Mannschaften treiben, aber da ich davon sonst nichts bemerkte, leuchtete mir diese Erklärung wenig ein. Die Russen wiesen zur Erklärung einfach darauf hin, daß es auch in der Roten Armee getrennte Küchen und verschiedene Verpflegungssätze gebe; übrigens hatte ich auch bei einer kurzen Abkommandierung in die nordkaukasischen Heilbäder gesehen, daß es getrennte Erholungsheime für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gab. Die Rote Armee hatte bis 1942 solche Differenzierung nicht gekannt, die Offiziere waren nicht besonders herausgehoben, Rangabzeichen gab es nicht, zudem waren die Politischen Kommissare mächtiger als die Offiziere. Während des Krieges trat ein Wandel ein, der wohl im Zusammenhang mit der Ausrufung des „Großen Vaterländischen Krieges“ zu sehen ist. Die unterschiedliche Stellung von Offizieren und Mannschaften in der eigenen Armee wurde nun auf die Gefangenen übertragen, vielleicht auch in Anlehnung an gewisse internationale Regelungen für die Behandlung von Kriegsgefangenen. Ich möchte allerdings nicht ausschließen, daß jedenfalls in den ersten Monaten mit Hilfe dieser Besserstellung eine „Selbstenttarnung“ von Offizieren bewirkt werden sollte, die sich nicht als solche zu erkennen gegeben hatten. Aus den verschiedensten Gründen mochten die Russen doch Interesse daran haben, zu wissen, wer Offizier gewesen war. Es schien mir auch so, daß mit der Fortdauer der Gefangenschaft der prozentuale Anteil von Offizieren unter den Gefangenen zunahm, was auf langsames Entlassungstempo für ehemalige Offiziere hinwies (1947 waren nur 7% aller Gefangenen Offiziere, nach 1949 36%!). Der leichten materiellen Besserstellung der Offiziere entsprach übrigens keine innere Befehlsstruktur, Offiziere wurden keinesfalls bevorzugt als Lagerkommandanten, Barackenälteste oder Kompanieführer o.ä. eingeteilt. In den Arbeitslagern und auf den Arbeitskommandos der Zentrallager waren auch sonstige Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften nicht auszumachen. In den zentralen Sammellagern wurden allerdings die Offiziere öfter in Offizierskompanien zusammengefaßt. Wo Offiziere ganz unter sich waren, hielten sich gewisse Relikte des alten Verhaltenskodex: man behielt das förmliche „Sie“

bei oder ging gar vom schon verwendeten „Du“ ins „Sie“ zurück. Der Name bekam plötzlich wieder ein „Herr“ vorgesetzt, angesichts der tatsächlichen Verhältnisse fast eine Absurdität. Allerdings zogen diese Formen wohl auch eine gewisse Glättung der allgemeinen Umgangsformen nach sich, die im ganzen vielleicht gerade unter den gegebenen Verhältnissen wohltuend war.

Aber es gab im Lager auch andere „Klassen“. An der Spitze der Lagerhierarchie standen die Mitglieder der Antifaschistischen Komitees oder Aktivs, eine Mischung aus Überläufern aus der Zeit vor der Kapitulation, alten Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftern oder Neu-Bekehrten; allerdings waren nicht alle aus den genannten Gruppen auch Mitglieder. Einige aus den Aktivs waren sozusagen hauptamtliche Funktionäre, sie waren für die politische Arbeit zuständig; darüber habe ich im letzten Kapitel schon etwas gesagt. Andere hatten Schreiberposten in der Lagerleitung oder arbeiteten in der Küche, nur wenige arbeiteten außerhalb des Lagers, dann aber nur in besonders günstigen Kommandos; selten kam auch der Lagerkommandant aus ihren Reihen. Sie erhielten mehr und z. T. auch besseres Essen, in den meisten Fällen wohnten sie auch getrennt von den anderen und hatten eher die Möglichkeit, das Lager gelegentlich zu verlassen.

In der Masse der übrigen Gefangenen gab es ebenfalls erhebliche Abstufungen: Köche und Küchenhelfer, Bäcker und ihre Helfer, Sanitäter im Lazarett, Friseure, bestimmte Handwerker, besonders Ofensetzer, genossen gewisse Vorteile, weil sie entweder ständig oder zuzeiten am Verteilungsweg der Lebensmittel saßen und sich in Grenzen selbst bedienen konnten oder bei Gelegenheitsarbeiten im oder außerhalb des Lagers Sonderzuwendungen erhielten. Auch diejenigen, in deren Arbeitskommandos Geld verdient wurde, konnten sich allmählich aus der Masse der anderen herausheben; sie kauften im Magazin zusätzlich Lebensmittel, sie nahmen für Geld oder Abtretung von Lagerrationen gewisse Dienstleistungen in Anspruch, vom Wäschewaschen, zusätzlichem Rasieren oder Kopfwäsche bis zum Essenholen oder gar Schuheputzen. Später gesellten sich zu den Geldverdienenden diejenigen, die besonders viele und gute Pakete empfangen: die Angehörigen mancher Gefangenen schienen den Krieg besser überstanden zu haben als andere, Anzahl und Inhalt der Pakete zeigte es. Eindeutig war, daß die Pakete aus der Bundesrepublik und West-Berlin bessere Waren enthielten als die aus der DDR; die unterschiedliche materielle Entwicklung zeigte sich auch an dieser Stelle.

Wie wirkten sich die „Klassenunterschiede“ auf die Beziehungen zwischen den Gefangenen aus? Gab es Neid oder Mißgunst, ja vielleicht tätliche Auseinandersetzungen? Nach meinen Beobachtungen nicht oder doch kaum. Nur die Antifa-Leute waren, wie oben schon erwähnt, gewissermaßen „geächtet“; als „Helfer der Russen“, „Gesinnungslumpen“ o. ä. wurden sie von der Masse der Gefangenen verachtet und, wo es ohne Gefahr

ging, auch verspottet. Alle übrigen auf irgendeine Art Bevorzugten wurden zwar beneidet, aber zumeist doch in jener „Landsermentalität“, die dem anderen einen „guten Posten“, eine „ruhige Kugel“ gönnte. Auch habe ich kaum Ressentiments gegenüber Offizieren erlebt. Im übrigen lernten wir auch bald, daß es auch der Gesamtheit besser ging, wenn es möglichst vielen einzelnen in ihr besser ging. Jeder, der nicht mehr auf die Abendsuppe angewiesen war und sie deshalb einem anderen abtrat, jeder, der über Geld verfügte und davon im Lager für kleine Dienstleistungen etwas ausgab, vermehrte den allgemeinen „Wohlstand“ im Lager.

Ein anderer, gewissermaßen unsichtbarer Unterschied bestand im Lager, aber er war nicht weniger von Gewicht: die Russen unterschieden uns nach den Einheiten, aus denen wir kamen oder in denen wir auch nur zeitweise Dienst gemacht hatten, und zwar nur, aber auch immer dann, wenn es um Heimkehrertransporte ging, und oft auch bei Abordnungen zu bestimmten, in schlechtem Ruf stehenden Außenkommandos. So konnten wir selbst im Mai 1953, als Insassen zweier Lager so neu eingeteilt wurden, daß jeder zweite in das je andere Lager wechseln mußte, allein aus der Zusammensetzung unseres Lagers schließen, daß wir zur Heimkehr vorgesehen sein könnten, wenn die Umorganisation damit überhaupt in Zusammenhang stehen sollte. Unsere Kombination bewahrheitete sich dann auch tatsächlich.

Und welches waren die „schwarzen Schafe“ unter den Gefangenen? Anfangs natürlich ehemalige Angehörige der SS, 1953 allerdings nicht mehr, im übrigen Stabsoffiziere, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle Angehörigen solcher Einheiten, die im Krieg mit der Bewachung von Kriegsgefangenen zu tun gehabt hatten oder zur Partisanenbekämpfung eingesetzt gewesen waren, Verwaltungskräfte aus den besetzten Gebieten, auch höhere Beamte von Reichsverwaltungen. Die Russen haben übrigens diese Auswahlkriterien nie offengelegt oder auf Ansprache zugegeben, auch haben sie nach meiner Kenntnis kaum den Versuch gemacht, den einzelnen irgendein Fehlverhalten nachzuweisen, was sicher auch nicht ganz einfach gewesen wäre. Es genügte einfach der Verdacht, bei einer entsprechenden Einheit gewesen zu sein, um etwa einen Gefangenen von der Heimkehrerliste zu streichen. Es kam dabei zu ganz merkwürdigen Maßnahmen. War z.B. eine Heimkehrerliste bekanntgegeben, erfolgte eine „Untersuchung“, die darin bestand, daß man mit entblößtem Oberkörper vor eine Kommission treten und die Arme heben mußte; Narben oder Unregelmäßigkeiten der Haut an der Innenseite des linken Oberarms führten zum Ausscheiden, weil die Möglichkeit bestand, daß ein ehemaliger SS-Mann die dort im Krieg eintätowierte Blutgruppe zu entfernen versucht haben könnte. Die Gefangenen nannten diese Untersuchung „Vogelschau“. In den Sommern 1948 und 1949 hat eine Verwundung an dieser Körperstelle mehrfach meine Heimkehr verhindert.

Selbst nach der Verurteilung, wo ja nur noch eine große Zahl solcher

„schwarzer Schafe“ zusammen war, wurde offenbar immer noch nach Schattierungen unterschieden, so daß wir im Sommer 1953 zu der erwähnten Voraussage fähig waren; und es ging auch so weiter: wir kamen im Herbst 1953, eine weitere Gruppe etwas verzögert im Winter, um die Jahreswende, und selbst bei dem Rest, der 1955 nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland in die Heimat zurückkehrte¹², gab es noch einen Unterschied: der größte Teil wurde entlassen, und ein kleiner Rest wurde zur „weiteren Behandlung“ an die Bundesrepublik übergeben, ihre Prozeßunterlagen sollten der Regierung zugestellt werden, was aber niemals erfolgte, sicher ein Zeichen für die Dürftigkeit der Unterlagen.

Tagesablauf

Der Lageralltag war einförmig. Er lief stets nach dem gleichen Schema ab: Zählung morgens und abends, Essensausgabe bzw. Verpflegungsempfang, im Arbeitslager das Ausrücken zur Arbeit. Die Zählung erfolgte immer so, daß alle Gefangenen kompanie- oder barackenweise antreten mußten, Sanitäter, Köche und Kranke blieben an ihrer Stelle, der deutsche Kommandant mußte dem russischen Diensthabenden die angetretene Besatzung melden, es folgte die Begrüßung und die Antwort, beides in militärisch verkürzter Form der Anrede „Strasvuitje“, was sich nur wie „Stass“ anhörte; dann begann die Zählung: Prüfung der Zahlen der nicht zur Zählung angetretenen Kranken, Sanitäter, Köche usw., Zählung der einzelnen Abteilungen und Addition aller Zahlen. Das Unternehmen zog sich meist ziemlich lange hin, schon weil wir uns mit dem Heraustreten nicht so sehr beeilten, von irgendwie gearteter militärischer Disziplin konnte da keine Rede mehr sein, zweitens aber auch deshalb, weil oft die angegebenen Zahlen nicht stimmten oder weil sich schlicht irgendwer verzählt hatte. Die Verpflegungsausgabe war in den Lagern unterschiedlich organisiert: in den ersten Jahren wurde Brot und Zucker an Gruppen von je zehn Mann ausgegeben und mußten dort verteilt werden. Suppe und Brei wurden vielfach in der Küchenbaracke empfangen; seltener war die Ausgabe in 10er-Kübeln an Gruppen. In den letzten Jahren bürgerte es sich mehr und mehr ein, daß die Gefangenen mit der Suppe auch das Brot in der Küche erhielten und dann auch meist in der Küchenbaracke aßen. Seit 1949 habe ich kein anderes Verfahren mehr erlebt. Mit Genehmigung der Lagerleitung wurden vor besonderen Festen, insbesondere vor Weihnachten, Teile der Verpflegung (Fett, Zucker, auch Mehl u. a.) gespart, um an den Festtagen etwas Besonderes zu bieten: eine dickere Suppe, einen süßen Brei, ein kuchenähnliches Gebäck oder dergleichen. Die Küchen waren stets mit deutschem Personal besetzt.

Zur Arbeit gingen die Kommandos, eingeteilt in Brigaden, morgens entweder zu Fuß oder sehr oft auf Lkws verladen. Generell war uns der Fuß-

marsch lieber, wenn die Arbeitsstelle nicht zu weit entfernt war. Der Lkw-Transport hatte seine Tücken, weil allein schon die Einteilung und die Übergabe an die auf den Wagen mitfahrenden Posten zeitraubend war. Zudem kamen die Wagen immer von besonderen Transportbrigaden, bei denen es oft Probleme gab: ein Fahrzeug kam immer zu spät, für kurzfristig ausgefallene Ersatz zu beschaffen dauerte eine halbe Ewigkeit, häufig fielen während der Fahrt welche aus, und da die Wagen immer im Konvoi fahren mußten, dauerte die Hin- und Rückfahrt oft sehr lange. Verschärft wurde diese Situation besonders in der Schlammperiode und im Winter, weil hier die Ausfälle häufiger waren und das Warten besonders unangenehm war. In den ersten Jahren mußte oft auch am Sonntag gearbeitet werden, mit den verschiedensten Begründungen: weil die Norm nicht erfüllt war, weil es in dem betreffenden Monat schon einen Arbeitsausfall wegen schlechten Wetters oder wegen anderer Gründe gegeben hatte oder auch ohne Begründung. Erst in den letzten Jahren konnten wir – auch weil wir gut arbeiteten – Sonntagsruhe durchsetzen. Im Dezember mußten wir aber stets den ersten Weihnachtsfeiertag vorarbeiten, was in dieser Witterungsperiode – wegen anderer Ausfälle – oft bedeutete, daß wir keinen freien Sonntag hatten und oft sogar noch um den ersten Feiertag fürchten mußten. Seit 1947 haben sich die Russen übrigens immer auf unseren Wunsch hin um Weihnachtsbäume gekümmert, was in den südlichen Gebieten der Sowjetunion, in denen ich als Gefangener ständig war, gar nicht immer so einfach war.

Die Arbeit

Im nachhinein betrachtet muß ich den Wert der Arbeit für Kriegsgefangene positiv beurteilen; man gerät nicht zu sehr ins „Gammeln“, ins fruchtlose Nachdenken über seine Lage, der Tag gliedert sich, man kann das Lager zeitweilig verlassen, es gibt gewisse Möglichkeiten zu Außenkontakten. Voraussetzung ist natürlich, daß man körperlich wirklich arbeitsfähig ist und daß die Arbeitsbedingungen akzeptabel sind. Beides war nicht immer gegeben, und so ist es einleuchtend, daß ich – wie auch viele andere – diese positive Einstellung damals nicht immer gehabt habe.

Das erste Arbeitskommando – von Oktober bis Dezember 1945 – verlangte von mir gleich die schwerste Arbeit. Wir mußten in einem veralteten, wenig ergiebigen Bergwerk im Nordkaukasus arbeiten; die Flöze waren hier nur 60 cm, einige sogar nur 50 cm dick; hier mußten wir, zu viert oder fünft hintereinander liegend, die Kohle, die der sowjetische Hauer vor Ort schlug, zum Hauptgang durchschaufern, wo sie dann in Hunte verladen wurde. Nur einmal im Verlauf der 8-Stunden-Schicht konnten wir uns aus dieser Stellung im Hauptstollen aufrichten und sitzen. Zur Abwechslung arbeiteten wir auch tageweise an den Hunte: die Strecke war so vermessen, daß sie zum Förderkorb hin leicht abfiel, also die beladenen

Wagen von allein und leicht auch mit zu hoher Geschwindigkeit laufen und möglicherweise aus den Gleisen springen konnten. Wir mußten also hinter den Wagen herlaufen und, uns an ihnen festhaltend, sie so bremsen, daß sie in gemäßigtem Tempo zur Ausfahrt gelangten; zurück mußten wir sie dann leer, manchmal auch mit Holz oder einem anderen Material beladen, die leichte Steigung emporschieben. Auch das war eine schwere Arbeit, zumal die Hauptstollen kaum höher als 1,75 m waren, aber sie war immer noch besser als das Kohleschaufeln im Liegen. In diesem Lager befanden sich, nebenbei bemerkt, nur ehemalige deutsche Offiziere. Nach acht Wochen war ich mit meinen Kräften am Ende, aber der dortige russische Kommandant hätte mich nicht von der Arbeit befreit. Eine Ärztekommision aus dem Hauptlager Georgiewsk holte mich als Dystrophiker nach dort.

Auch mit dem zweiten Arbeitseinsatz im Sommer 1946 hatte ich wenig Glück. Im sogenannten Mühlenlager arbeitete ich zunächst in einer Ziegelei: die in der Sonne vorgetrockneten Steine mußten mit Schubkarren in die Ofenkammern gefahren und dort geschichtet werden, die fertig gebrannten wurden nach der Kammeröffnung herausgefahren und auf dem Ziegeleigelände gestapelt. Diese Arbeit war zwar auch schwer, aber man bewegte sich wenigstens an der Luft. Freilich erfüllten wir hier die sowjetischen Normen nicht und waren daher ständigen Beschimpfungen nicht nur der russischen Brigadiere, sondern auch des deutschen Kommandanten ausgesetzt. Später mußte ich in der Mühle selbst arbeiten, hier ging es meist darum, das gemahlene Mehl zu verladen auf Lkws oder in Eisenbahnwaggons. Das Mehl war in Zentnersäcken abgefüllt, alle drei möglichen Arbeitsgänge, Aufladen, Tragen, Abladen und Stapeln, waren Schwerstarbeit, vor allen Dingen, wenn es – abgesehen von einer kurzen Mittagspause – ununterbrochen ging, auch hier immer angetrieben von dem deutschen Kommandanten, der auf seine Kameraden keine Rücksicht nahm. Hier baute ich so ab, daß selbst der russische Feldscher, der sonst die Gefangenen – wie oben bereits erwähnt – nur mit 40° Fieber von der Arbeit befreite, mich mit Lagerarbeit beschäftigte. Auch das konnte mir eigentlich nicht mehr helfen. Wieder war es eine Kommission, die mich ins Lazarett des Hauptlagers holte: auch darüber habe ich oben schon berichtet.

Das erste gute Arbeitskommando hatte ich dann im Sommer 1948 auf der Sowchose, pikanterweise galt dieses Lager als SS-Lager; auch davon habe ich schon erzählt. Bis Ende 1949 hatte ich jedenfalls nie das Glück, in Kommandos zu arbeiten, in denen Geld verdient wurde. Es war in meiner Umgebung auch selten. Erst ab Sommer 1950 arbeitete ich, und zwar fast bis zur Entlassung, in einer Baubrigade als Handlanger und konnte dort Geld verdienen. Technisch lief das so ab: Die Baustellenleitung bekam die Arbeitsbrigaden und mußte für jeden einzelnen dessen Lohn an das Lager überweisen; davon wurde ein bestimmter Betrag, ich glaube, es waren 453

Rubel, vom Lager, wohl für „Unkosten“, einbehalten, der Rest wurde ausgezahlt, Steuern waren vorab entrichtet. Als Handlanger hatte man es jedoch schwer, diese Marke von über 400 Rubeln überhaupt zu erreichen, und auch manche Maurer oder Putzer schafften es nicht immer, deshalb wurden beim Aufschreiben der Leistungen einige Brigadeangehörige „hochgeschrieben“, d. h., es wurden ihnen Leistungen gutgeschrieben, die nicht sie erbracht hatten, sondern andere. Das so von diesen verdiente Geld konnte dann innerhalb der Brigade auf alle aufgeteilt werden. Das geschah übrigens alles mit Wissen der Russen, die sehr wohl sahen, daß dadurch unser Arbeitseifer erhöht wurde, was möglicherweise für sie auf dem Weg über Prämien auch materielle Vorteile hatte, abgesehen von den Erfolgsmeldungen nach oben. Überhaupt lernten wir in dieser Phase eine Menge Tricks, wie man in der sowjetischen Wirtschaft zur Normerfüllung, ja -übererfüllung kommt: gute Arbeitsergebnisse müssen weniger erarbeitet als erschrieben werden. Die Normenbücher, in denen alle möglichen Arbeiten erfaßt und in ein Bewertungssystem eingeordnet werden, muß man richtig auswerten und alle Arbeitsleistungen so erfassen und aufschreiben, daß es den größtmöglichen Effekt für die Normerfüllung und damit für die Entlohnung hat. Die russischen Brigaden machten uns das vor, und wir lernten es rasch.

Die Kleidung

In der Kleidung „russifizierten“ wir uns allmählich. Insbesondere im Winter, wo es wattierte Jacken und Hosen, z. T. auch braune Soldatenmäntel gab. Leider waren oft die Größen nicht recht, besonders die Größeren unter uns sahen in ihren viel zu kurzen Hosen schon recht merkwürdig aus. Ein besonderes Problem war die Fußbekleidung. Unsere Soldatenstiefel hatten uns die Russen meist abgenommen oder sie waren unbrauchbar geworden. Meistens hatten wir nur Schuhe aus einer Art Segeltuch mit Holzsohlen, eine unbequeme und unzulängliche Fußbekleidung, vor allem im Winter. Im Sommer gab es meist blaue Kunststoffanzüge und eine blaue Schirmmütze, von uns respektlos „Teddy-Thälmann-Gedächtnis-Mütze“ genannt; der deutsche KP-Chef¹³ hatte eine ähnliche Mütze immer getragen.

Die „Haute-volée“ des Lagers – Antifa, Kommandant, Köche u. a. – ließen sich oft von den Schneidern alte Uniformstücke aufbessern, etwa im Schnitt „ziviler“ machen, oder sie trugen nach der Arbeit oder an arbeitsfreien Tagen Sport- oder Oberhemden und sogar Krawatten. Als es erst Pakete gab, weitete sich der Kreis der außerhalb der Arbeitszeit besser gekleideten nicht unerheblich aus, was der Lageratmosphäre gut tat; in der Arbeitszeit änderte sich nur wenig, hier tauchten nur wenig Kleidungsstücke aus der Heimat auf.

Unsere Sprache

Die Gefangenessprache leitete sich direkt aus der Landersprache her, sie war derb und drastisch, sie reicherte sich nach und nach mit russischen Vokabeln an. So sprachen wir von uns selbst immer als „Plennis“, aus dem russischen Wort für Kriegsgefangener „wojna plenni“ abgeleitet, die Trage, in den ersten Jahren wichtigstes Beförderungsgerät auf den Baustellen, hieß „nasilka“, der Spaten „lopatka“ usw. Insbesondere die von den russischen Posten oder Arbeitern abgehörten russischen Flüche fanden rasch Eingang in unseren Sprachschatz. Gesprächsthemen waren neben der Arbeit und den alltäglichen Misereen natürlich das Essen und die Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeit einer Heimkehr; jede „Latrinensparole“ über angeblich bevorstehende Heimtransporte wurde begierig aufgegriffen und von allen Seiten betrachtet. Wie sie entstanden, blieb stets ungeklärt, wir hatten oft den Verdacht, die Russen setzten sie selber in Umlauf, ich weiß aber auch, daß es z. T. Mitgefangene waren, die zur Stimmungsaufbesserung die Parolen in die Welt setzten. Sexuelle Themen wurden – anders als in der Wehrmacht – in den ersten Jahren überhaupt nicht, später nur selten berührt.

Es war bemerkenswert, daß es einigen Gruppen von Gefangenen gelang, sich einer gehobeneren Sprache zu bedienen. Auf die sprachliche Glättung in den Offizierskompanien habe ich im Kapitel „Klassengesellschaft“ bereits hingewiesen. Aber es gab noch andere Gruppen von Gefangenen, die nach meiner Erfahrung versuchten, einen gehobenen Sprachstand zu wahren. Zum einen waren das die Stabsoffiziere – Generälen bin ich in der Gefangenschaft nicht begegnet. Sie bildeten, weil sie nicht arbeiten mußten, wenngleich es einige freiwillig taten, immer eine Sondergruppe; sie waren oft auch zusammen untergebracht, und die Masse der Kriegsgefangenen wahrte einen gewissen respektvollen Abstand zu ihnen, so wollte es mir erscheinen. Dies erleichterte es ihnen, ihr sprachliches Niveau deutlich höher zu setzen. Es mag Ausnahmen gegeben haben, ich kann mich an keine erinnern. Die zweite Gruppe bildeten die Pastoren. Sie hatten wohl durch ihren Beruf lange Übung darin, sich sprachlich zu zügeln und hatten dies auch in der Wehrmacht so gehalten. Und ich habe nie davon gehört, daß der Wille, ihr Sprachverhalten zu kontrollieren, Anstoß erregt hätte, weder in der Wehrmacht noch jetzt in der Gefangenschaft.

Außer diesen beiden Gruppen gab es einige Individualisten, die ihre Sprache hochhielten, nach meiner Erfahrung einige Professoren und Dozenten. Zeitweilig bildeten sich um diese Kristallisationsfiguren ganze Gruppen, die von dem Fachverstand und/oder den menschlichen Qualitäten dieser Männer angezogen wurden und ebenfalls mehr als sonst auf ihre Sprache achteten, wenn sie sich in diesem Kreis bewegten. Die Außenstehenden sahen dies – je nach Einstellung – bewundernd, ironisch,

gleichgültig oder auch verblüfft mit an. Aber das Bewußtsein, einem gleichen Schicksal unterworfen zu sein, verhinderte doch Differenzen, wie sie vielleicht bei ähnlichen Erscheinungen in der Kaserne denkbar gewesen wären.

Für die Masse der Gefangenen blieb es bei einer derben, einfachen Sprache, deren Thematik begrenzt war, so daß sicher die Gefahr einer Verarmung im Sprachlichen und damit auch im Geistigen gegeben war. Ich weiß nicht, ob ich mir damals darüber völlig klar war, aber ich muß es wohl gespürt haben, denn ich habe mehrfach versucht, dieser Gefahr entgegen zu arbeiten.

In einigen Lagern gab es Büchereien, aus denen man auch Bücher ausleihen konnte. Woher die Bücher eigentlich kamen, war mir unbekannt; es handelte sich um Bücher aus dem Moskauer Verlag für fremdsprachige Literatur oder aus DDR-Verlagen. Gorki, A. Tolstoi, Katajew in Übersetzungen und die Deutschen Plivier, H. Mann, A. Zweig u. a. waren da zu finden. Soweit ich konnte, habe ich von der Möglichkeit dieser Lektüre Gebrauch gemacht. Aber schon früh merkte ich, daß das Lesen allein nicht ausreichte, zumal man nicht regelmäßig dazu kam. So machte ich drei Ansätze zu größerer Aktivität, teils aus eigenem Antrieb, teils angestoßen von anderen. Es handelte sich um drei verschiedene Tätigkeiten: Auswendig lernen – Gedichte sammeln – Übersetzen.

Zu meinem ersten Geburtstag in der Gefangenschaft schenkte mir ein alter Freund, den ich zufällig dort getroffen hatte, eine kleine Ausgabe von Goethes „Faust, 1. Teil“. Das war ein sehr kostbares Geschenk; es hat meinen Freund, der übrigens die Gefangenschaft nicht überlebt hat, sicher mehrere Portionen Brot oder Tabak gekostet. Dieses Buch mußte mir nun eine Bibliothek ersetzen; es war schwer, es über die sich häufig wiederholenden Filzungen hinweg zu retten, denn der Besitz von Geschriebenem oder Gedrucktem war dem Gefangenen verboten. Die Unsicherheit dieses Besitzes und der Gedanke, etwas für meinen Geist tun zu müssen, brachte mich auf den Einfall, den Text auswendig zu lernen; Zeit hatte ich ja genug, und so fing ich an zu lernen, solange bis ich den Text tatsächlich auswendig konnte. Und als ich im Herbst 1948 in einem Lager Zugang zu „Faust, 2. Teil“ hatte, habe ich auch daraus manche Teile auswendig gelernt. Und oft habe ich zum Zeitvertreib mir daraus vorgesprochen. Noch heute kann ich übrigens ganze Passagen auswendig, oft allerdings nur mit Einhilfe.

Das zweite Mal mußte ich angestoßen werden, und das kam so: Im Frühjahr 1947 – ich hatte gerade den oben beschriebenen Tiefpunkt in meiner Gesundheit überwunden und war aus dem Lagerlazarett entlassen worden – sprach mich ein mir bis dahin unbekannter Kamerad an: „Du bist doch Abiturient, Du kannst doch sicher ein paar Gedichte. Kannst Du mir nicht bei der Anlage meiner Sammlung helfen?“ Er stammte aus Thüringen, war im Zivilberuf Postinspektor und hieß, glaube ich, Fuchs.

Er hatte sich aus Zementtütенpapier ein kleines Oktavheft zusammengeschnitten und mit Garn geheftet. Mit selbst hergestellter Tinte und einer angespitzten Vogelfeder hatte er auf den Umschlag geschrieben: Gedichte, und auf den ersten paar Seiten standen schon einige. Unsystematisch, so wie er sie gefunden hatte, standen sie da hintereinander: Eichendorff, Heine, Storm u. a. Ich willigte ein, und von nun an arbeiteten wir zusammen, wir jagten sozusagen Gedichte, auch Gedichtfetzen, denn was einer nicht vollständig konnte, ergänzte vielleicht ein anderer. Wir fragten alle, von denen wir annehmen konnten, daß sie uns helfen konnten. Und die Freude war allseits immer groß, wenn wieder ein Text vollständig war. Und wir mußten immer das Neue – Gedicht oder Gedichtteil – im Kopf behalten, wenigstens so lange, bis wir es aufschreiben konnten. Sicher waren nicht alle Texte völlig korrekt, obwohl ich bei späterer Wiederbegegnung mit solchen Gedichten, die ich damals auswendig gelernt hatte, keine Fehler entdeckte. Aber auf philologische Exaktheit wäre es ja auch gar nicht angekommen. Dritter ständiger Mitarbeiter wurde bald ein ehemaliger Stabszahlmeister, der die Kenntnis der Miegel-Ballade „Die Mär vom Ritter Manuel“ mitbrachte. Und so füllte sich das Bändchen, ja, es mußte bald ein zweiter und schließlich auch ein dritter, vierter und sogar fünfter Band angelegt werden. Da standen sie nun: Eichendorffs „Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt ...“, Goethes „Erlkönig“ oder sein „Sagt es niemand, nur den Weisen ...“, Heines „Lorelei“, Lenaus „Lieblich war die Maiennacht, Silberwölklein flogen ...“, Storms „Am grauen Strand, am grauen Meer ...“ und viele andere mehr, die ich schon früher gekannt hatte oder auch neu kennenlernte. Wie klangen diese Verse, was bedeuteten sie uns? Soweit von der Heimat entfernt, konnte uns da Kellers „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!“ erreichen? Ich kann es nicht mehr genau sagen, nur eins weiß ich: diese Tätigkeit belebte uns, sie half uns, die Trostlosigkeit der Lagerzeit im Frühjahr und Sommer 1947 zu überwinden. Und ich bin überzeugt, daß sie zu meiner allmählichen Rekonvaleszenz entscheidend beigetragen hat: Lyrik war zum Lebens-Mittel geworden. Unser Sammeleifer zeitigte auch andere Ergebnisse: wir konnten kleine Abendveranstaltungen in unserer Baracke durchführen; wir stellten z. B. Gedichte und Volkslieder zusammen, die aus bestimmten Landschaften kamen oder etwas über sie aussagten, über Schlesien z. B. oder Pommern. Die fünfbändige Sammlung konnte ich nach der Heimkehr des Kameraden Fuchs im Herbst 1947 übernehmen und bis zum Frühjahr 1949 durch alle Filzungen retten, bei einer Lagerauflösung konnte ich sie dann aus dem Versteck, in dem ich sie verwahrt hatte, nicht mehr herausholen. Viel gäbe ich darum, wenn ich sie heute noch hätte.

Sommer und Herbst 1949 waren durch Arbeitseinsatz, Hoffnungen auf Entlassung und schließlich Verurteilung physisch und vor allen Dingen psychisch so belastet, daß für geistige Tätigkeit oder sprachliche Arbeit

keine Zeit blieb, von den „Faust“-Wiederholungen abgesehen. Erst im Sommer 1951 wollte ich wieder etwas für meinen Geist tun und fühlte auch die Kraft dazu. Aber es bot sich nichts Richtiges an, bis ich in der Lagerbücherei zwei Bände aus dem Briefwechsel zwischen Marx und Engels fand, und zwar zwei gleiche, nur einen in Deutsch und den anderen in Englisch. Das war etwas für mich: ich übersetzte – mit meinen Schulkenntnissen mühsam genug – die Briefe aus dem Englischen ins Deutsche und konnte dann diese Übersetzung nachprüfen bzw. mir nicht ganz verstandene Stellen nachträglich entschlüsseln. Meine Kameraden verlästerten mich zwar, aber das störte mich nicht, und außerdem sahen sie wohl ein, daß ich da etwas durchaus Richtiges machte, wenn ich es ihnen erklärte. Das ging so mehrere Monate lang, bis eines Tages die englische Ausgabe aus der Bücherei verschwand; ich konnte nicht ermitteln, warum. Aber ein gewisser Übungserfolg hatte sich doch eingestellt: es ging mir zuletzt leichter von der Hand, Verständnisschwierigkeiten wurden seltener.

Alle drei geschilderten Tätigkeiten haben mir viel gegeben. Sie haben mich vom Lageralltag abgelenkt, sie haben meine Gedanken auf einen geistigen Gehalt hin gerichtet, sie haben mir einen unverlierbaren geistigen Besitz gesichert und ihn auch erweitert, sie haben mir zu gemeinsamer sprachlicher Arbeit mit anderen verholfen, und sie haben mir gezeigt, daß solche Arbeit auch für andere, Unbeteiligte Freude bringen kann. Sicher habe ich damals als junger Mann den Wert dieser Aktivitäten nicht voll ermessen können, obwohl ich durchaus ein Gefühl dafür hatte, heute bin ich dankbar, daß es mir mit Hilfe anderer gelungen ist, auch diese Erfahrungen in dieser Zeit der Unfreiheit zu machen.

Kultur und Kunst

Ja, auch das hat es in den Lagern gegeben, vor allem natürlich in den größeren Zentrallagern, weniger in den eigentlichen Arbeitslagern.

Schon im ersten großen Lager, noch in Böhmen, gab es ein recht umfangreiches Programm von Vorträgen; bei einer so großen Zahl von Gefangenen gab es naturgemäß genügend Experten, die aus ihren Spezialgebieten etwas anzubieten hatten: von der Rezitation und Interpretation von Goethes „Faust“ über russische Literatur bis zur Astronomie und Integralrechnung, an historische oder politische Themen ging allerdings niemand heran. Natürlich mußten die Themen von der sowjetischen Kommandantur genehmigt werden, aber meines Wissens gab es da keine Schwierigkeiten, dafür sorgte natürlich auch eine gewisse Selbstzensur. Später, in den kleineren Lagern, war das Angebot kleiner. Da gab es immer Arbeitskommandos, deren Arbeitstage oft lang waren, so daß Zeit- und Kräftemangel die kulturelle Betätigung einschränkten. Aber dennoch gab es in vielen Lagern Gruppen von Gefangenen, die etwas auf die Beine zu stellen suchten: Kapellen und Chöre, Theaterspielgruppen o. ä. Und so gab es von

Zeit zu Zeit Aufführungen, Konzerte oder Bunte Abende, Lesungen und anderes mehr. Die sowjetischen Kommandanten haben solche Aktivitäten stets gefördert und oft die notwendigen Requisiten oder sogar Instrumente besorgt. Da wir selbst gefährliche Themen aussparten, trat die Zensur selten in Aktion; einmal habe ich persönlich einen solchen Eingriff erlebt. Die Veranstaltungsgruppe wollte im Sommer 1952 einen Balladenabend veranstalten und bat mich um den Vortrag von Fontanes „Archibald Douglas“, den ich gern übernehmen wollte. Die Ballade beginnt mit den Worten des im Exil lebenden Archibald „Ich hab es getragen sieben Jahr und ich kann es nicht tragen mehr . . .“ Wir hatten uns eigentlich nichts dabei gedacht, aber den Russen erschienen diese Zeilen wohl 1952 nicht tragbar, so mußte diese Ballade abgesetzt werden; Gründe sind für diese Absetzung übrigens nicht angegeben worden. Ich stellte mich kurzfristig auf die unverfängliche „Schön Rotraud“ um. Ich selbst war übrigens nie der Hauptinitiator solcher Veranstaltungen, mit einer Ausnahme: die Goethefeier im Lager Rostow/Don am 28. August 1949.

Im Rückblick kann man nur bewundern, mit welcher Energie sich einzelne Gefangene für diese Arbeit einsetzten, unter den gegebenen Umständen kostete es doch Kräfte. Gewiß, mancher mochte sich diesen oder jenen Vorteil von solcher Tätigkeit versprechen, aber es war bald klar, daß es damit nicht weit her war; nur ein paar Musiker, die von den Bewachungsmannschaften oder auch – in der Sowchose Skaguyn z. B. – von Sowchos-Arbeitern zur Unterhaltung und zum Tanz angefordert wurden, hatten materielle Vorteile. Die anderen taten diese Arbeit für ihre Kameraden, aber wohl auch für sich; sie vergewisserten sich des Bestandes ihrer Kenntnisse, sie wollten vielleicht wissen, was sie ohne die gewohnten Hilfsmittel, ihre Bücher und Aufzeichnungen, noch zustande brachten. Vielleicht brauchten sie diese Arbeit auch als Stück ihrer inneren Kultur, ohne die ihnen Leben unmöglich schien. Der Dank vieler Kameraden war ihnen gewiß. Mir selbst ist es übrigens immer so ergangen, daß mir die Abende ernsten Inhalts, z. B. mit Streichquartetten, mehr gegeben, mich mehr getröstet haben als die bei vielen Kameraden so beliebten Bunten Abende, nach deren Abschluß mir die Misere des Lagers erst recht zu schaffen machte.

Religiöse Betätigung

Das Bedürfnis nach gemeinsamem Gebet und nach Gottesdienst war bei vielen Gefangenen vorhanden, konnte es befriedigt werden? Interessanterweise gab es von seiten der sowjetischen Kommandanten meines Wissens keine Einschränkungen. Ich habe es sogar erlebt, daß Brot für das Abendmahl zur Verfügung gestellt wurde. Und Pastoren gab es genug unter uns, die sich auch darum kümmerten. Richtige Gottesdienste habe ich allerdings nur in größeren Lagern erlebt; es waren die eindrucksvollsten

in meinem Leben überhaupt, sie waren immer ökumenisch. In den Arbeitslagern gab es so etwas nur selten, aber es gab fast immer kleine Bibel- oder Gebetskreise, die nicht immer von Pastoren geleitet wurden, da traten auch andere Initiatoren in Erscheinung. Für viele von uns waren solche kleinen Kreise eine wichtige Stütze im Lagerleben. Wieviel sie jedem einzelnen wirklich bedeuteten, vermag ich freilich nicht zu sagen. Ich habe nur in einem Lager (1947/48) einem solchen Kreis angehört, es hat mich gestärkt. Der Wert solcher Kreise für den einzelnen war natürlich immer abhängig von ihrer Zusammensetzung, ein Mindestmaß an persönlicher Sympathie war Voraussetzung für das Funktionieren. In den letzten Jahren, nach der Verurteilung, blieb die Lagerzusammensetzung relativ stabil, und so blieb auch der Gebetskreis praktisch unverändert. Mein persönlicher Kontakt zu einigen dieser Kameraden war nicht so sehr gut; und so kam es, daß ich mich hier zurückzog.

Bibeltexte konnten die Pfarrer übrigens immer durch die Filzungen retten, sie gehörten nicht zu den verbotenen Schriften.

Handel im Lager

Über wirtschaftliche und finanzielle Unterschiede im Lager habe ich oben schon berichtet. Dadurch bedingt, gab es im Lager auch Handel. Brot, Zucker, Zigaretten, Büchsen, Brotbeutel, Koffer, mit allem wurde gehandelt; die Währung war zumeist das Brot, seltener der Tabak. Währungseinheit war die Portion Brot, in den ersten Jahren die Tagesration, weil es so ausgegeben wurde, später meist die 200-g-Portion, die es bei den Mahlzeiten gab. Es ist klar, daß der Wert dieser Einheit schwankte, mit der Verbesserung der Versorgung, insbesondere seit der Paketempfang möglich war, verlor das Brot an Wert, ein typischer Fall für die Preisbildung.

Von dieser Währung gingen wir auch dann nicht ab, als wir Geld hatten; was 200 g Brot in der Kantine kosteten, wußte man, und entsprechend konnte man anstatt mit Brot auch mit Geld bezahlen. Es war übrigens erstaunlich, was es im Lager alles zu kaufen gab, auch in den kargen ersten Jahren gab es nichts, womit nicht gehandelt wurde. Insbesondere die ungarischen Gefangenen, mit denen wir in jenen Jahren häufig zusammen waren, konnten so ziemlich alles beschaffen, was man sich denken konnte.

Kameradschaft und Freundschaft

Kameradschaft war zum Überleben notwendig, sie war ebenso wie die Postverbindung zur Heimat eine geistig-seelische Stütze, die man in der scheinbar sich endlos hinziehenden ereignislosen Zeit brauchte. Kameradendiebstahl war hier noch schlimmer als in der Kaserne oder im Krieg. Wer gegen dieses Gebot verstieß, stellte sich außerhalb der Gemeinschaft, grausame Sanktionen waren denkbar; es wurde auch wohl von solchen er-

zählt (Versenken in der Latrine!), miterlebt habe ich so etwas nicht. Man wollte sich auch darauf verlassen können, daß das, was man untereinander sprach, nicht dem Polit-Offizier gemeldet wurde. Aber wir hatten bald lernen müssen, daß solche Sicherheit nicht leicht zu erreichen war. Das säte Mißtrauen, das der Kameradschaft abträglich war: wer neu in die Brigade, in die Baracke kam, wurde mit Vorsicht behandelt, er hörte nicht gleich alles, und wer im Verdacht stand zu „singen“ – ob zu Recht oder zu Unrecht – wurde „geschnitten“. Übrigens haben die Russen immer wieder versucht, festgefügte Gruppierungen zu verhindern; bis zur Verurteilung habe ich ständig Neueinteilungen von Baracken, Stuben, Kompanien, ja sogar Arbeitsbrigaden erlebt, immer wieder hatte man es mit Kameraden zu tun, die man noch nicht kannte. Nur besonders gute Brigaden, die bei der Arbeit viel leisteten, waren davon ausgenommen. Bald nach der Verurteilung gehörte ich zu einer solchen, fast bis zur Entlassung. Diese Brigade bestand übrigens zur Hälfte aus SS-Leuten, teilweise aus der „Leibstandarte Adolf Hitler“, wie überhaupt ca. ein Drittel der Verurteilten aus der SS kamen.

Sicher lag auch hier ein Grund dafür, daß, wie in dem entsprechenden Kapitel schon ausführlicher dargestellt, eine Aufarbeitung der NS-Vergangenheit nicht erfolgte. Wie sollte ich noch mit dem ehemaligen SS-Unterscharführer Hans H. zusammenarbeiten, mit dem es sich doch so hervorragend arbeitete, der mir – dem Schwächeren – oft half, wenn ich von ihm genau hätte wissen wollen, was er, der Volksdeutsche aus Lodz, als Dolmetscher in mehreren Ortskommandanturen im Generalgouvernement¹⁴ getan oder auch nur erlebt hatte und bei welcher SS-Einheit er dann später gewesen war? Das wußte nämlich niemand genau. Kameradschaft richtet sich ja immer nur auf einen bestimmten Zweck, der Sportskamerad ist wichtig für die Ausübung der je betriebenen Sportart, der Schulkamerad für das erfolgreiche Durchlaufen der Schule usw. Alles andere, das Privatleben des Betreffenden, ja vielleicht sogar sein Charakter, sind dabei sekundär. So in gewisser Weise auch hier: wichtig war das Überstehen der Gefangenschaft, nicht die Aufarbeitung einer unglückseligen Vergangenheit. Missetaten, in anderen Kameradschaftsverbänden oft aus Solidarität gedeckt, wollten hier erst gar nicht zur Kenntnis genommen werden.

Kameradschaft hat ja immer auch einen Zug zum Konformismus, ja zur Gleichmacherei, sie überdeckt alles Individuelle, sie verlangt in dem durch den Zweck gesetzten Rahmen Öffentlichkeit; bei unserem ständigen Zusammenleben auf engstem Raum mußte jede Handlung zu einer öffentlichen werden. Das war eine Bedingung der Kameradschaft. Vielleicht liegt darin auch ein Grund, daß Freundschaften seltener waren, denn Freundschaften verlangen ein gewisses Maß an Abschließung, sie verlangen nicht gerade das Geheimnis, aber doch das besondere gemeinsame Erlebnis, das Sich-Beschenken, den Gedankenaustausch, im weitesten Sinne

die Zärtlichkeit. Und sie braucht, von wenigen Fällen abgesehen, zur Entfaltung Zeit. Und damit stand es, wie oben dargelegt, schlecht. Hatten wir oder manche von uns im Laufe der Zeit geradezu die Fähigkeit eingebüßt, Freundschaften zu schließen? Ich weiß es nicht. In den ersten Jahren der Gefangenschaft gab es für mich jedenfalls nur Ansätze zu freundschaftlichen Beziehungen, die sich immer wieder zerschlugen: der Postinspektor, mit dem zusammen ich die Gedichte sammelte, der ehemalige Flak-Leutnant, mit dem zusammen ich meinen „Ausflug“ zur Antifa unternahm, der Arzt, mit dem ich in der Sowchosenzeit manchen Abend angesichts der Steppe verplaudert hatte, von allen wurde ich im Grunde schnell getrennt: durch neue Arbeitskommandos, durch Heimkehr des anderen, durch Lagerwechsel. Erst die Zeit nach der Verurteilung, in der die Lagerbelegschaft sich nur noch ganz wenig veränderte, brachte mir eine Freundschaft, zunächst durch Zufall. Im Lager Taganrog, gleich nach der Verurteilung, hatte ich den oberen Teil eines Bettes belegt, und da es in der Baracke weder Tische noch Stühle gab und man nicht den ganzen Tag auf dem Bett liegen wollte, setzte ich mich zu meinem „Untermann“ aufs Bett. Da saßen wir nun nebeneinander, der 28jährige neben dem 55jährigen, der unverheiratete neben dem Vater zweier schon erwachsener Kinder, der Abiturient neben dem Polizei-Verwaltungsbeamten usw. Eigentlich konnten die Gegensätze gar nicht größer sein. Ich erinnerte ihn wohl etwas an seinen Sohn, der ein Jahr jünger war als ich und übrigens jetzt schon wieder zu Hause war, und obwohl er mich keineswegs an meinen Vater erinnerte, fingen wir an, Gefallen aneinander zu finden. Wir erfuhren wechselseitig mehr voneinander als sonst üblich, aus einem anfangs streng nach den Marktpreisen geregelten Tausch von Tabak gegen Brot wurde allmählich eine nicht mehr berechnete Gabe der Freundschaft: er erhielt meinen Tabak; und ich erhielt von ihm Brot, wenn er es erübrigte, manchmal auch eine Suppe. Als er später Kalfaktor im Erholungsheim wurde, das die Russen für besonders gute Arbeiter innerhalb des Lagers eingerichtet hatten, besuchte ich ihn oft abends. Wir hatten dann das Zimmer des Erholungsheims für uns, weil die „Urlauber“ sich nur am Tage dort aufhielten, abends aber bei ihren Brigaden zu Besuch waren. Dort fiel dann auch manchmal noch eine Suppe ab oder ein Brei, obwohl das im Laufe der Zeit immer weniger wichtig wurde, wichtig war die Ruhe und die freundliche Zweisamkeit, die wir dort erlebten. Übrigens haben wir stets „Sie“ zueinander gesagt, das tat der Freundschaft keinen Abbruch! Auch nach unserer Heimkehr hatten wir immer Kontakt, wenngleich wir nun örtlich getrennt waren, aber wir schrieben uns in unregelmäßigen Abständen, gelegentlich besuchte ich ihn, und als er mit 90 Jahren starb, stand ich neben seinen Angehörigen am Grab.

In der Zeit nach unserer Verurteilung hatten sich überhaupt mehr Freundschaften entwickelt, mehr oder weniger enge. Das richtete sich danach, ob die Freundespaare zusammenarbeiteten oder wohnten oder

nicht. Manche wurden von den anderen als „Ehepaare“ belächelt, vielleicht weil sie fühlten, wie solche Freundschaften der Kameradschaft etwas wegnahmen, oder war es nur der Neid derer, die sich selber, möglicherweise unbewußt, nach solcher Nähe sehnten, sie aber, aus welchen Gründen immer, nicht finden konnten? Manche dieser Freundschaften sind – wie ich weiß – in die Zeit nach der Gefangenschaft hinübergetragen worden, manche sind auch zerbrochen oder nur im Sande verlaufen. Die Zeit nach der Heimkehr verlangte eigene Wege, je nach Umwelt und eigener Entwicklung. Dennoch, in der Zeit der Gefangenschaft haben solche Freundschaften manchem geholfen. In die raue Luft der Männergesellschaft unter extremen Bedingungen brachten sie vielleicht einen Hauch von Familie, von Intimität.

Unsere Bewacher und andere Russen

Als ich vor einiger Zeit mit Oberschülern über meine Erlebnisse sprach, wurde ich gefragt, ob ich die Russen nun haßte. Ich antwortete wahrheitsgemäß mit nein, und ich habe sie auch damals nicht gehaßt, warum auch? Die meisten taten das, was sie für ihre Pflicht hielten, im Rahmen des Möglichen korrekt, absichtsvolle Schikane war nach meinen Erfahrungen selten. Eher gab es manchmal so etwas wie Kommißton, eben nur auf Russisch. Daraus müßte man wohl schließen, daß auch sie uns in der großen Mehrzahl nicht gehaßt haben, was doch nach allem, was geschehen war und nach der aufwendigen Propaganda verständlich gewesen wäre.

Eigentlich war es ein Wunder, daß man davon so wenig verspürte. Sucht man nach Gründen dafür, ist man auf Vermutungen angewiesen: der Zustand, in dem wir uns in den ersten Jahren befanden, war eher dazu angetan, Mitleid zu erwecken, und Mitleid kann nicht mit Haß zusammengehen. Auch war der Krieg zu Ende, und die Erleichterung darüber war groß, und je mehr der Krieg zurücktrat, um so normaler wurde das Leben, wozu da noch hassen? Auch stellt sich vielleicht die Solidarität der kleinen Leute ein, derer, die nicht viel zu essen und nicht viel zu sagen hatten, und dazu gehörten sie oder doch die meisten von ihnen genauso wie wir. Selbst die TASS-Meldung vom Mai 1950, daß die Sowjetunion keine Kriegsgefangenen mehr, sondern nur noch verurteilte Kriegsverbrecher in Gewahrsam habe, hat das Verhalten der Russen uns gegenüber nicht verändert: sie wußten zu genau, daß man in dieser Zeit von ihren Gerichten wegen jeder Kleinigkeit zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt werden konnte.

Bei diesen Überlegungen wird mir allerdings auch bewußt, wie wenig wir von den Russen, mit denen wir es zu tun hatten, wußten, ob und auf welche Weise sie ihre Angehörigen im Krieg verloren hatten, wo sie eigentlich herstammten, welchen Beruf sie erlernt oder ausgeübt hatten, das

alles wußten wir nicht. Auch nicht von denen, mit denen wir es in der Hauptsache zu tun hatten: von den Lagerkommandanten, den Arbeitseinsatzleitern, den Politoffizieren oder den Wachhabenden. Der Lagerkommandant, der wegen seiner schiefen, leicht verwachsenen Haltung von uns „der schräge Fürst“ genannt wurde, soll in seiner Jugend zur Besatzung der „Aurora“¹⁵ gehört haben, mit deren Schüssen die Oktober-Revolution begann; jetzt war er als Leutnant Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers; was wußten wir von den Bewandnissen einer solchen nicht gerade atemberaubenden Karriere? Wir wußten nicht, warum er eigentlich nie lachte, warum er immer verdrossen aussah. Oder die Frau Leutnant Schuster, Politoffizier im Lager Georgiewsk: sie sprach ein besseres Deutsch als mancher von uns, sie sollte aus dem Baltikum stammen; welcher Zufälle oder welcher Geschichte hatte es bedurft, daß sie nicht zu der wahrlich nicht kleinen Gruppe der Baltendeutschen im Lager gehörte? Oder die nicht schlecht aussehende Lagerärztin in Iswarino, sie hatte eine deutliche Schwäche für unseren aus Wien stammenden „deutschen“ Arzt, manche wollten wissen, es sei mehr; ihr Mann lebte als Techniker in einem ca. 2000 km entfernten sibirischen Ort; Urlaub kannten beide nicht, sie hatten sich zwei Jahre nicht mehr gesehen. Alles das galt für uns nicht viel, für uns war wichtig, wie sich die Betreffenden uns gegenüber verhielten: wie oft wurden wir „gefült“, wurden wir krankgeschrieben, wie großzügig ging es bei der Zählung zu, wie bei der Paketausgabe? Die meisten verhielten sich korrekt, im Rahmen ihrer Vorschriften, manche vielleicht zu korrekt, was meist unsere Zeit kostete.

Etwas mehr konnten wir manchmal von den Zivilisten erfahren, mit denen wir auf den Arbeitsstellen zusammenarbeiteten, in der Hauptsache Chauffeure, die uns auf den Baustellen mit Material versorgten, von ihnen hörten wir, ob sie verheiratet waren, wieviel Kinder sie schon hatten o.ä. Sie waren meist „Schlitzohren“, sie zweigten schon mal eine Fuhre Zement für private Zwecke ab oder brachten uns dies und das mit, wenn wir es bezahlen konnten, sie galten als die Wohlhabenden, aber als solche, bei denen diese Wohlhabenheit auf nicht ganz korrekte Weise zustande gekommen war. Sie waren fast immer freundlich zu uns, verteilten Tabak, wenn sie welchen hatten, und erbettelten von uns welchen, wenn er ihnen fehlte. Mit ihnen ließ sich gut leben. Am wenigsten wußten wir von den einfachen Wachsoldaten, die auf den Türmen saßen oder uns zur Arbeit begleiteten. Sie kamen niemals nahe heran, außer wenn sie uns auf Befehl ihrer Vorgesetzten und unter deren Augen „fühlten“. Mit ihnen wechselten wir kaum je ein Wort. Sie wirkten immer recht „unbedarft“, manchmal sogar ängstlich uns gegenüber, in der letzten Zeit waren sie auch sehr jung, allenfalls 18 oder 19 Jahre. Was sie dachten und wie sie lebten, wußten wir nicht; angenehm war ihr Dienst sicher nicht.

Im allgemeinen schenkte uns die Bevölkerung keine besondere Beachtung, wir schienen in ihr keine Gefühle zu erwecken, weder positive noch

negative. Da, wo wir über längere Zeit hinweg ohne Bewachung mit ihnen zusammenarbeiteten, wie etwa auf der Sowchase, behandelten sie uns eher wie ihresgleichen, eigentlich nur durch Sprachbarrieren getrennt. Übrigens handelte es sich hier, auf der Sowchase, in der Mehrheit um Strafgefangene, die ihre Reststrafen nicht mehr in einem Lager, sondern „in der Verbannung“ absitzen mußten; manche von ihnen waren auch nach der Verbüßung ihrer Strafen hier „hängengeblieben“ oder auch rechtswidrig festgehalten worden; wir hatten ihnen wenigstens die Hoffnung voraus, wieder nach Hause zu kommen.

Epilog Zurück ins Leben

Die Hoffnung auf Heimkehr hat uns nie verlassen, nur in den ersten Tagen nach der Verurteilung konnte man sich keine Zukunft mehr vorstellen, aber das dauerte nicht lange. Denn der Mensch hofft ja bekanntlich immer, aber wir hatten auch Grund: die Umstände unserer Verurteilung waren auch hoffnungsvoll. Wenn nämlich die juristische Seite der Verurteilung letzten Endes indiskutabel war, wenn damit die Gründe für unsere weitere Internierung politischer Natur waren, konnte auch eine Veränderung der politischen Verhältnisse unsere Lage ändern. Darauf mußten wir warten.

Und das Jahr 1953 brachte wenigstens für einen Teil von uns diese Veränderung: am 5. März starb Stalin. Gewiß, das Sowjet-System hing nicht an seiner Person, aber er hatte sein Land doch fest im Griff gehabt, und es hieß damals schon, daß er der Initiator der ständigen „Säuberungswellen“ gewesen sei. Und wie weit unsere Verurteilung nicht auch sein Werk gewesen war, konnten wir nicht wissen. Und so ging denn ein „schlitzohriger“ Berliner am Abend, nachdem die Meldung vom Tod des Generalsekretärs und von der Anordnung der Staatstrauer uns erreicht hatte, durch das Lager und zitierte Wilhelm Busch: „Als man das im Dorf erfuhr, war von Trauer keine Spur!“ Hoffnung regte sich. Und nach einer gewissen Pause gab es auch eine leichte atmosphärische Änderung: die Posten waren weniger scharf, Kontrollen wurden nachlässiger, mancher Offizier vom Dienst verzichtete auf die Zählung. Und Mitte Mai gab es ein weiteres Zeichen: aus zwei Lagern wurden jeweils die Hälfte der Besatzung in das andere Lager verlegt, und bei genauerem Studium der zu vermutenden Auswahlkriterien faßte einer von uns zusammen: „Wenn diese Verlegung etwas mit Heimkehr zu tun haben sollte, dann werden wir höchstwahrscheinlich die Glücklichen sein.“ Ehemalige Truppenzugehörigkeit, ehemalige Dienstgrade usw. ließen diesen Schluß zu. Und noch eins: das Lager, in das wir einzogen, bestand aus Bergarbeiterwohnhäusern, die im

Herbst 1953, wenn die im Aufbau befindlichen Kohlenschächte förderungsreif sein würden, bezogen werden sollten.

Und Anfang Juni wurde es auch verkündet, nachdem eine hohe Kommission – angeblich sogar aus Moskau – die Identität aller Insassen einzeln geprüft hatte, mit den Bildern, die unmittelbar nach unserer Verhaftung gemacht worden waren: „Die Insassen dieses Lagers werden unter Amnestie repatriert!“ Irgendwo am rechten Flügel rief jemand „Bravo!“, sonst blieb es totenstill im Lager. Auch danach blieb die Freude recht gedämpft, wir waren noch wie betäubt, auch wußten wir nicht so recht, ob wir es wirklich glauben durften, auch ein Termin war nicht genannt. Es tat sich auch weiter nichts, wir gingen zur Arbeit wie bisher. Und zwei Ereignisse versetzten uns in Zweifel, ob die Ankündigung wirklich wahr werden würde: der Aufstand in der DDR am 17. Juni¹⁶ und die Verhaftung Berijas¹⁷ im Juli mit der anschließenden Säuberung des Geheimdienstes. Beides ließ auf eine gewisse Instabilität schließen, bei der eine Entlassung noch fraglich erschien. Unsere Geduld wurde noch einmal auf eine harte Probe gestellt. Aber endlich, im September, war es soweit, nach Zwischenaufenthalt im Lager Fürstenwalde an der Spree passierte ich am 30. September 1953 gegen 20 Uhr die Sektorengrenze in Berlin zwischen den S-Bahnhöfen Potsdamer Platz und Anhalter Bahnhof – die Zeit der Gefangenschaft war vorbei.

Was würde uns das neue Leben bringen?

Anmerkungen

¹ Der zweite Punkt der am 8. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst und zuvor schon in Reims unterzeichneten Kapitulationsurkunde lautete: „Das deutsche Oberkommando wird unverzüglich an alle deutschen Befehlshaber der Land-, See- und Luftstreitkräfte sowie an alle Streitkräfte, die unter deutschem Oberbefehl stehen, den Befehl ergehen lassen, am 8. Mai 1945 um 23.01 Uhr mitteleuropäischer Zeit die Kampfhandlungen einzustellen, an den Plätzen, wo sie sich zu dieser Zeit befinden, zu bleiben und die Entwaffnung vorzunehmen, wobei alle ihre Waffen und ihr Kriegsmaterial an die örtlichen alliierten Befehlshaber beziehungsweise an die von den Vertretern des alliierten Oberkommandos bezeichneten Offiziere abzuliefern sind. Die Dampfer, Schiffe und Flugzeuge, die Maschinen und die Ausrüstung und alle kriegstechnischen Mittel überhaupt dürfen nicht beschädigt werden.“

² Nur etwa 25 000 der schätzungsweise eine Million Kriegsgefangenen im tschechischen Raum blieben in tschechischer Gefangenschaft, alle anderen wurden der Sowjetunion übergeben.

³ Nach Angaben des Sowjetischen Frontberichts hatte die Sowjetunion 3 155 000 Kriegsgefangene, nach Heimkehreraussagen 3 460 000. Die meisten waren erst 1945 in sowjetische Hände gefallen.

⁴ Tatsächlich hatte die Außenministerkonferenz, die vom 10. März bis 24. April 1947 in Moskau tagte, am 23. April beschlossen, alle Kriegsgefangenen bis zum 31. Dezember 1948 zu entlassen. Am 14. März war bekanntgeworden, daß sich noch 30 976 deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen, 430 000 in britischen und 890 532 in sowjetischen Händen befanden.

⁵ Text entnommen aus: Martin Lang, Stalins Strafjustiz gegen deutsche Soldaten. Die Massenprozesse gegen deutsche Kriegsgefangene in den Jahren 1949 und 1950 in historischer Sicht, Herford 1981, S. 74.

⁶ Alexander Solschenizyn, am 11. Dezember 1918 im Nordkaukasus geboren, beschrieb und verurteilte in seinen Werken die Methoden der stalinistischen Gewalt Herrschaft. 1974 verhaftet und abgeschoben, lebt der Literaturnobelpreisträger des Jahres 1970 heute mit seiner Familie in den Vereinigten Staaten.

⁷ Vgl. dazu Lang, Stalins Strafjustiz, S. 92 f.

⁸ Abkürzung für Telegrafnoje Agenstwo Sowjetskowo Sojusa, die 1904 als „St. Petersburger Telegraphen-Agentur/PTA“ gegründete staatliche sowjetische Nachrichtenagentur mit Sitz in Moskau. Seit 10. Juli 1925 ist TASS eine internationale Agentur mit Wort- und Bilddiensten in mehreren Sprachen.

⁹ Am 23. August 1939 unterzeichneten der sowjetische Außenminister Molotow und sein deutscher Kollege Ribbentrop überraschend einen deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt. Bedeutender als der offizielle Vertrag war allerdings das geheime Zusatzprotokoll, in dem die beiden Mächte ihre Einflusssphären abgrenzten und de facto die Zerschlagung des polnischen Staates beschlossen.

¹⁰ Seit dem 15. September 1941 mußten im Deutschen Reich alle Juden ab dem 6. Lebensjahr an dem gelben Judenstern, der auf der Kleidung aufgenäht war, erkennbar sein.

¹¹ Tatsächlich erhielten die Offiziere nach einem allgemeinen Prinzip der Sowjetunion im Gegensatz zur deutschen Armee, die auf ihre Gleichbehandlung stolz war, eine Sonderversorgung, die in einigen Lagern – selbst von den Bevorzugten – als großes Ärgernis angesehen wurde.

¹² Bei dem Staatsbesuch Adenauers in Moskau vom 9. bis 13. September 1955 sicherte Chruschtschow Adenauer die Freilassung der letzten deutschen Kriegsgefangenen zu.

¹³ Ernst Thälmann, am 16. April 1886 geboren, wurde 1903 Mitglied der SPD, 1917 der USPD und 1920 der KPD. Seit 1924 saß er als kommunistischer Abgeordneter

im Reichstag und kandidierte 1925 und 1932 für seine Partei bei den Reichspräsidentenwahlen. Im Oktober 1925 übernahm er nach dem Sturz von Ruth Fischer den Vorsitz der KPD. Bereits am 3. März 1933 wurde er verhaftet und ohne Prozeß gefangen gehalten. Er starb im August oder September 1944 im KZ Buchenwald.

¹⁴ Im Rahmen der „Neuordnung“ Polens nach der Niederlage gegen die deutsche Wehrmacht im Oktober 1939 wurden Danzig und die 1918 an Polen abgetretenen Gebiete dem Deutschen Reich eingegliedert. Der Bezirk Kattowitz und das Olsagebiet fielen an die Provinz Schlesien, die Bezirke Sudauen und Zichenau an die Provinz Ostpreußen. Das restliche Polen wurde als „Generalgouvernement“, regiert von Hans Frank, als „Nebenland“ dem Deutschen Reich unterstellt. Ostpolen fiel entsprechend dem Hitler-Stalin-Pakt an die Sowjetunion.

¹⁵ Die Beschießung des Winterpalais in Petersburg durch den russischen Panzerkreuzer „Aurora“ wurde zum Symbol des Ausbruchs der Oktoberrevolution 1917.

¹⁶ Auf eine angekündigte Normerhöhung am 16. Juni 1953 reagierten Ostberliner Bauarbeiter mit einem Demonstrationszug. Am folgenden Tag fanden in fast ganz Ostberlin Streiks statt, und politische Forderungen wurden laut. Da der sowjetische Stadtkommandant mit der Verhängung des Ausnahmezustands nicht zur Entspannung der Lage beitragen konnte, griffen am Nachmittag sowjetische Panzer ein. Es gab Tote und Verletzte. Dennoch griffen die Unruhen auf das gesamte Gebiet der DDR über und konnten erst am 19. Juni endgültig niedergeschlagen werden. Die DDR gab später 21 Tote und 187 Verletzte anläßlich der Niederschlagung des „konterrevolutionären Aufstandes“ an.

¹⁷ Lawrenti Pawlowitsch Berija war als Chef der sowjetischen Geheimpolizei ein enger Vertrauter Stalins. Nach dessen Tod am 5. März 1953 übernahm er das Amt des Ersten Stellvertretenden Ministerpräsidenten und des Innenministers. In der folgenden Auseinandersetzung um die Nachfolge Stalins blieb er erfolglos, wurde daraufhin von allen Ämtern suspendiert und aus der KPdSU ausgeschlossen. Am 23. Dezember 1953 wurde er nach einem Geheimprozeß als „Verräter“ und „imperialistischer Agent“ hingerichtet.